

SEIN UND HABEN DAS WIRTSCHAFTS-HEFT





Liebe Leserin, lieber Leser,

ermutigt sollen wir uns fühlen, „Risiken einzugehen und auf Veränderungen positiv zu reagieren.“ Der, der uns da Mut machen will, war bis März 2004 Präsident des Internationalen Währungsfonds. Von Horst Köhler werden wir zum Thema Wirtschaft noch mehr zu hören bekommen.

Angst ist im Spiel – Angst, keinen Beruf zu finden, arbeitslos zu sein, abzustürzen. Angst auch davor, dass die Verantwortlichen in Wirtschaft und Politik die Probleme nicht in den Griff bekommen. Unsere Erwartungen sind groß und widersprüchlich: Wir wollen den Lebensstandard garantiert wissen, den wir gewohnt sind, und den Sozialstaat am besten so behalten, wie er uns immer gut getan hat. Wir wollen aber auch die ganze Wahrheit wissen, die Politiker sollen den Ernst der Lage nicht verschweigen, uns Reformen zumuten, auch wenn es weh tut. Sie sollen handeln. Aber wie?

Dieses Heft hält keine Patentrezepte bereit. Selbst die Wirtschaftsweisen haben den Stein der Weisen nicht gefunden. Sie können Fragen beantworten – wie andere kluge Leute auch, die in diesem Heft zu Wort kommen. Es lässt sich nicht schön schreiben, was nicht gut zureden ist. Bescheid wissen sollte man schon – gerade in schwierigen Zeiten.

Dieter Golombek

- 4 **Erstausgabe:** Geld, Wohnung, Arbeit – wie alles beginnt.
- 8 **Grundlagenforschung:** Noch mal von Anfang an, bitte.
- 10 **Simulanten:** Wirtschaftsspiele und das echte Leben.
- 12 **Nachfrage:** Interview mit Juergen B. Donges.
- 16 **Glücksformel:** Max will Millionär werden – er setzt auf seine Pferde.
- 18 **Aufstiegskandidaten:** Die Handelshochschule Leipzig.
- 19 **Tauschgeschäfte:** Heidemarie Schwermer fasst Geld nicht mal an.
- 20 **Aussichtspunkt:** Dirk von Gehlen denkt über Arbeit nach.
- 24 **Klassenfreund:** Der Unternehmer des Jahres auf Schultournee.
- 26 **Bankleere:** Vom Schuldenmachen und Abbezahlen.
- 28 **Sonderangebot:** Sieht gut aus – was kostet es?
- 34 **Beratungsstelle:** Die Wirtschaftsweisen haben ein paar Tipps.
- 36 **Kreislaufbeschwerden:** Eine Jacke und 30 Euro – wohin des Wegs?
- 40 **Deutschlandreise:** Erik aus Dresden im Salesianum in München.
- 42 **Einstellungssache:** Lebenslauf Anna Hoffmann.
- 44 **Plan Wirtschaft:** Moral und Wirtschaft – geht's doch?
- 47 **Schnickschnack:** Wie Billigflieger Geld verdienen.
- 48 **Buchprüfung:** Marx, Smith und andere.
- 50 **Glossar, Impressum**



Juergen B. Donges – behält Platz

Wenn er in Talkshows geht, möchte er am Ende der Sendung nicht hören: „Eine letzte Frage, bitte eine kurze Antwort.“ Dann, so Donges, würde er aufstehen und gehen. Für *fluter* blieb er lange und geduldig sitzen. >> Seite 12



Anna Hoffmann – bekommt Tipps

Mitten in ihrer Prüfungszeit fragten wir Anna, ob sie Lust habe, ihre Karrierechancen von einem Headhunter bewerten zu lassen. Sie hatte, schrieb ihren Lebenslauf, ließ Fotos machen und lernte dann weiter. Mit einer Ausnahme hat sie alle Prüfungen bestanden. Die des Headhunters sowieso. >> Seite 42



Dieter Golombek – nimmt Abschied

Seit es das *fluter*-Magazin gibt, war er in der bpb der verantwortliche Mann. Mit dieser Ausgabe verabschiedet er sich in den Ruhestand. Für ihn, von jeher ein Feind zu vieler Worte, fasst die Redaktion sich kurz: Herzlichen Dank und alles Gute!

Coverfoto: Gerald von Foris

Absolute Beginner

Geld verdienen, wohnen, ohne Eltern zurechtkommen –
das ist bei jedem anders.



Stephan Becker, 26, Sales Manager, Leipzig.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Ich habe beim Brigadekegeln meiner Eltern Kegel aufgestellt. Da war ich acht Jahre alt, und das Geld war schwarz verdient.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Finanziell bin ich das seit Beginn meiner Lehre nicht mehr, das war vor sieben Jahren.

Was ist für dich Luxus?

Wenn ich als Stadtmensch am Meer beim Lagerfeuer mit Freunden sein kann und wenn ich die dafür nötigen finanziellen Mittel und vor allem Zeit dazu habe.

Was ist für dich Armut?

Wenn man keine Möglichkeit hat, sein Leben zu beeinflussen.

Wie viel verdienst du?

Ich bin von meinem Arbeitgeber verpflichtet worden, über Geld zu schweigen.

Womit verdienst du es?

Als Sales Manager in einem Fünfsternehotel in Halle an der Saale.

Was machst du mit dem Geld?

Ich besuche viele Rockkonzerte und Festivals. Und in den letzten zwölf Monaten war ich in Australien, Kroatien, Irland und Tirol.

Wie wohnst du?

Mit zwei mir vor Einzug unbekanntem Damen, beide Mitte zwanzig, in einer WG.



Bernhard Peter, 24, Medizin-Student, München.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Ich habe Zeitungen ausgetragen, da war ich 13 Jahre alt.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

So schnell wie möglich. Am besten zum Abschluss des Studiums in einem Jahr.

Was ist für dich Luxus?

Gutes Essen, Geld für teure Lebensmittel und guten Wein.

Was ist für dich Armut?

Keine Wohnung zu haben und kein Geld für vernünftiges Essen.

Wie viel verdienst du?

670 Euro.

Womit verdienst du es?

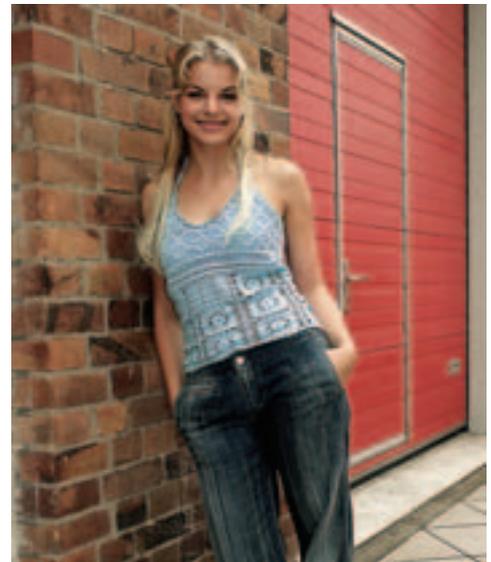
Ich bekomme es von meinen Eltern.

Was machst du mit dem Geld?

Ich gebe es vor allem für Essen und für Musik aus. Mein Kindergeld haben meine Eltern angelegt, darauf kann ich zurückgreifen.

Wie wohnst du?

Zusammen mit meiner Freundin in einer Zweizimmerwohnung.



Yvonne Catterfeld, 24, Sängerin & Schauspielerin, Berlin.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Ich habe schon mit 16 Jahren bei Konzerten gekellnert.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Das bin ich nicht mehr, seit ich seit knapp zwei Jahren bei *Gute Zeiten Schlechte Zeiten* die Julia Blum spiele.

Was ist für dich Luxus?

Keine Termine zu haben, mit Freunden stundenlang zu telefonieren und sie zu treffen, gemütlich essen zu gehen, lesen, Musik hören.

Was ist für dich Armut?

Das habe ich zum Beispiel in Sri Lanka gesehen. Eine Mutter musste mit ihrer Tochter betteln gehen, da der Vater krank war und sie viel Geld für die Medikamente benötigten.

Wie viel verdienst du?

Das weiß ich nicht genau. Ich habe ja in dem Sinne keinen festen Job und kein festes Gehalt, aber im Moment verdiene ich wohl ganz gut.

Womit verdienst du es?

Als Schauspielerin bei *GZSZ*, als Sängerin mit meinen Platten und Live-Auftritten.

Was machst du mit dem Geld?

Im Moment möchte ich mir einen Flügel kaufen. Leider ist meine Wohnung zu klein, also muss ich mir erst eine größere Wohnung suchen. Dafür spare ich.

Wie wohnst du?

Allein in einer kleinen Zweizimmerwohnung.



Adrian Gratzke 21, Ich-AG, Bochum.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Als Bürokaufmann. Im August 1999 hatte ich mein erstes Gehalt auf dem Konto.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Am liebsten sofort. Eigentlich bin ich es schon, denn mit dem, was ich verdiene, komme ich ganz gut aus. Manchmal geben jedoch meine Eltern noch etwas dazu.

Was ist für dich Luxus?

Wenn man sich alles leisten kann, was man braucht, und dann noch etwas übrig hat.

Was ist für dich Armut?

Wenn ich mir überlegen muss, ob ich drei Joghurts oder einen kaufen kann oder ob Milch und Brot wichtiger sind.

Wie viel verdienst du?

Soviel, dass ich Auto und Sprit, Miete, Versicherungen und Telefon-Rechnungen bezahlen kann, ohne dass ich auf meinem Konto ins Minus komme. Gewinn mache ich nicht.

Womit verdienst du es?

Ich verkaufe Getränke und Snacks an Discos und Kneipen. Und ich bin Vertreter für eine Brauerei.

Was machst du mit dem Geld?

Meine Freundin zum Essen oder ins Kino einladen und bald vielleicht auch ein anderes Auto kaufen.

Wie wohnst du?

Ich bin gerade mit meiner Freundin zusammengezogen.



Claudia Gärtner, 21, Politikstudentin, München.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Mit Babysitten, ich habe etwa 50 Mark am Abend bekommen.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Mit 27 Jahren, wenn ich mit dem Studium fertig bin.

Was ist für dich Luxus?

Ein Auto zu haben, dann könnte ich außerhalb von München wohnen.

Was ist für dich Armut?

Wenn man sich nicht das zu essen leisten kann, was man gern hätte.

Wie viel verdienst du?

Sag ich nicht.

Womit verdienst du es?

Ich mache Wetterkarten für Zeitungen.

Was machst du mit dem Geld?

Ich zahle meine Miete und gehe im Winter gern zum Snowboarden, außerdem geh ich gern aus.

Wie wohnst du?

Ich wohne mit einer Kommilitonin in einer Zweier-WG, in einem 20 Quadratmeter-Zimmer.



Cornelia, 21, Studentin, Hamburg.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Ich habe mit 19 Jahren zweimal die Woche Fernsehzeitschriften ausgetragen.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Nach dem Studium – jetzt fehlt mir wegen der Uni die Zeit, selbst Geld zu verdienen.

Was ist für dich Luxus?

Dass ich mir über Geld keine Gedanken machen muss, weil genug da ist. Aber auch: die Ruhe zu haben, um bei einer Trinkschokolade ein Buch zu lesen oder Klavier zu spielen.

Was ist für dich Armut?

Wenn man nicht genug Geld für Essen, Unterkunft und einfache Kleidung hat. Wenn das Geld nicht reicht, obwohl jeder Cent dreimal umgedreht wird, und dieser Zustand sich auch nicht so bald ändern wird.

Wie viel verdienst du?

Im Moment bekomme ich nur das Kindergeld von meinen Eltern.

Was machst du mit dem Geld?

Die eine Hälfte lege ich auf mein Sparkonto, mit der anderen bezahle ich die täglichen Ausgaben wie Mensa oder Unimaterial.

Wie wohnst du?

Ich habe ein Zimmer in der Wohnung meiner Eltern. Finanziell ist das günstiger für mich, und auch was die Hausarbeit angeht: Die teile ich mir mit meinen Eltern.



Asiye Karaogullari, 24, Reiseverkehrskauffrau, Hamburg.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Ich habe mit 16 nach der Schule und am Wochenende in einer Bäckerei gearbeitet.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Finanziell bin ich das schon seit dem Ende meiner Ausbildung vor zwei Jahren. Ganz unabhängig bin ich erst, wenn ich von zu Hause ausziehe. Das wird nach unserer Tradition erst sein, wenn ich heirate.

Was ist für dich Luxus?

Einen eigenen Wagen zu haben, mit Freunden zusammensitzten.

Was ist für dich Armut?

Kein Dach über dem Kopf zu haben, Hunger leiden zu müssen. Oder krank zu sein und sich keine Medizin leisten zu können.

Wie viel verdienst du?

Nicht genug. Ich habe deshalb noch einen Zweitjob.

Womit verdienst du es?

In der Woche arbeite ich in einem türkischen Reisebüro, am Wochenende bei Pizza Hut.

Was machst du mit dem Geld?

Ich spare jeden Monat einen Teil. Und ich gebe es für alles aus, was eine Frau braucht: Klamotten, Fitnessstudio, Solarium, Kosmetika.

Wie wohnst du?

In der Wohnung meiner Eltern, in einem 17-Quadratmeter-Zimmer.



Birgit Unertl, 24, Erzieherin, Passau.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Mit Ferienarbeit im Landratsamt Passau, da war ich 15 Jahre alt.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Ich bin schon seit vier Jahren nicht mehr auf das Geld meiner Eltern angewiesen.

Was ist für dich Luxus?

Dass man sich keine Sorgen machen muss, dass man mit dem Geld hinkommt.

Was ist für dich Armut?

In Sachen Geld: ständig über die Runden kommen zu müssen. Ansonsten: nicht genug zu essen zu haben und nicht genug Zeit für Schlaf.

Wie viel verdienst du?

1250 Euro netto.

Womit verdienst du es?

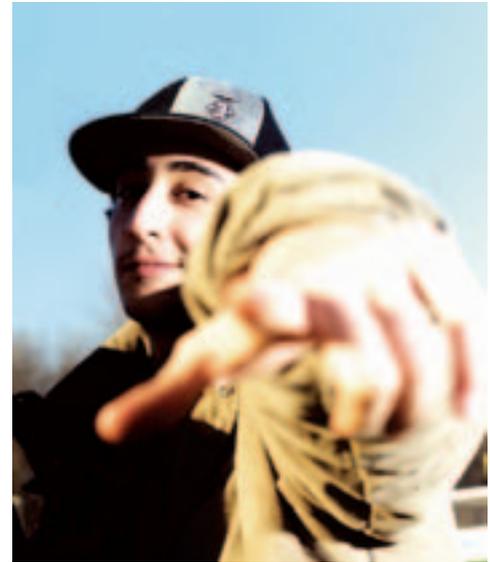
Ich bin Erzieherin in einem städtischen Kinderhort.

Was machst du mit dem Geld?

Ich zahle meine Miete, habe einen Bausparvertrag abgeschlossen, einen Vertrag über private Zusatzrente und dann ist da noch mein Auto.

Wie wohnst du?

Schön. Meine Wohnung hat 85 Quadratmeter und es ist nicht lange her, dass ich mir neue Möbel gekauft habe.



Eko Fresh, 20, Deutsch-Rapper, Köln.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Ich habe in einem Klamottenladen gearbeitet, da war ich noch nicht mal 16 Jahre alt.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Das hab ich mit meinem ersten großen Plattendeal geschafft, da war ich 18 Jahre alt.

Was ist für dich Luxus?

Zeit zu haben, nicht darüber nachdenken zu müssen, was ich mir kaufe oder was nicht. Geld zu haben, um meine Mutter zu unterstützen.

Was ist für dich Armut?

Wenn man nicht weiß, was man machen will, wenn man den Arsch nicht hochbekommt, wenn man nicht nachdenken will.

Wie viel verdienst du?

In meinen Texten geht es oft um Geld, deswegen glauben viele, dass ich schon reich bin. Das stimmt nicht. Aber für mein Alter verdiene ich wohl ziemlich viel.

Womit verdienst du es?

Mit Auftritten und Plattenverkäufen.

Was machst du mit dem Geld?

Ich leg was zur Seite, musste schon mehrere Umzüge bezahlen und ich kaufe mir viele CDs. Meiner Mutter hab ich schon mal einen Urlaub geschenkt, meiner Tante eine Küche.

Wie wohnst du?

In einer Zweizimmer-Wohnung. An die Wände habe ich mir Plakate mit meinen Charterfolgen gehängt.



Aami Kuoppamäki, 21, Journalistikstudent, Dortmund.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Mein Vater ist finnischer Schlagersänger, auf seinen Konzerten habe ich CDs verkauft. Einen Teil des Umsatzes durfte ich behalten.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Nach meinem Studium. Wenn ich schon vorher so viel verdienen sollte, ist das schön. Ich werde aber nicht etwas arbeiten, das mir keinen Spaß macht, nur, um unabhängig zu sein.

Was ist für dich Luxus?

Nicht über Geld nachdenken zu müssen. Das ist weniger eine Frage des Geldes, eher der Einstellung. Sie ist die Herausforderung.

Was ist für dich Armut?

Wir machen uns selbst arm, indem wir immer nach dem streben, was wir nicht haben. Wahre Armut bedeutet für mich, sich um körperliche Grundbedürfnisse sorgen zu müssen.

Wie viel verdienst du?

Im Moment 400 Euro im Monat.

Womit verdienst du es?

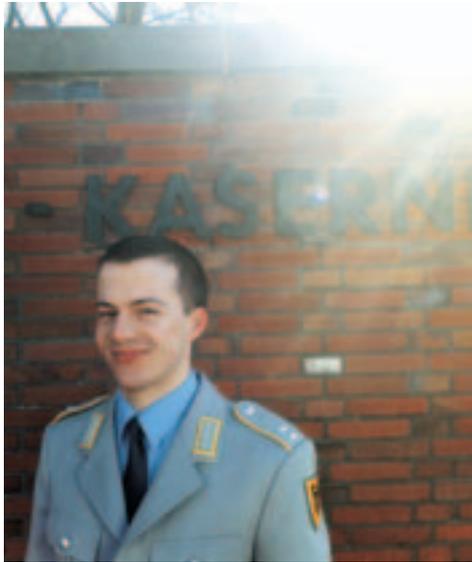
Ich mache ein Zeitungspraktikum.

Was machst du mit dem Geld?

Ich kaufe eigentlich nur Essen in der Uni, gehe in Kneipen und kaufe kleine Dinge, die mir gefallen – gerne bei ebay.

Wie wohnst du?

Seit elf Jahren im selben 15-Quadratmeter-Zimmer bei meinen Eltern. Vor kurzem habe ich mein Zimmer braun gestrichen und einen billigen Zebra Teppich reingelegt.



Michael Gerstenecker, 26, Zeitsoldat, Hamburg.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Ich habe mit 16 Jahren in den Sommerferien am Fließband in einer Käsefabrik gearbeitet.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Als Wehrpflichtiger war ich schon fast unabhängig. Geschafft hatte ich es, als ich mit 21 Jahren die Offizierslaufbahn begonnen habe.

Was ist für dich Luxus?

Überfluss, wenn man mehr hat, als normal ist. Luxus kann aber auch das sein, was ich mir in einem speziellen Moment gerade am sehnlichsten wünsche – als Soldat nachts im Wald ist eine Suppe aus einem kleinen Stück Brühwürfel manchmal schon purer Luxus.

Was ist für dich Armut?

Zuerst mal materielle Bedürftigkeit, die es auch in Deutschland gibt. Es ist aber auch so etwas Lebensbedrohliches wie eine Hungersnot in einem Land der Dritten Welt.

Wie viel verdienst du?

Ungefähr 2300 Euro brutto im Monat.

Womit verdienst du es?

Ich bin Zeitsoldat bei der Bundeswehr.

Was machst du mit dem Geld?

Einen Teil spare ich, aber für nichts Spezielles. Das meiste Geld gebe ich im Moment für Reisen aus.

Wie wohnst du?

Ich wohne in einem 12-Quadratmeter-Zimmer im Studentenwohnheim der Bundeswehr-Universität Hamburg.



Miriam Zwirtes, 25, Redaktionsassistentin, Leipzig.

Wie hast du dein erstes Geld verdient?

Ich habe Grundschulern in der evangelischen Gemeinde Hausaufgabenhilfe gegeben.

Wann willst du nicht mehr von deinen Eltern abhängig sein?

Bin ich schon nicht mehr. Nachdem ich im September 2003 mein Studium beendet habe, verdiene ich seit Oktober letzten Jahres mein eigenes Geld.

Was ist für dich Luxus?

Beim Ausgehen und Einkaufen nicht aufs Geld schauen zu müssen. Und natürlich: am Wochenende ausschlafen zu können.

Was ist für dich Armut?

Kein Geld für Essen und die Miete zu haben.

Wie viel verdienst du?

Zu wenig: 1200 Euro brutto.

Womit verdienst du es?

Ich bin Redaktionsassistentin.

Was machst du mit dem Geld?

Ich gebe es für Miete, Essen, Ausgehen und Musik aus. Sparen liegt mir nicht, obwohl ich versuche, für den Urlaub etwas zurückzulegen. Aber das klappt meistens nicht. Einen Bausparvertrag oder so etwas habe ich nicht.

Wie wohnst du?

In einer Dreier-WG, mit einem Jungen und einem Mädchen.

Gehe zurück auf Los!

Vieles von dem, was in den Nachrichten gesagt wird, ist ziemlich unverständlich. Wir fangen daher noch mal von vorn an.

Text: Nikolaus Piper

Was ist der „Wirtschaftsstandort Deutschland“ und geht es ihm wirklich so schlecht?

Der „Wirtschaftsstandort“ ist ein vereinfachender Begriff, mit dem folgendes Problem verdeutlicht werden soll: Viele Produkte kann man heutzutage an fast allen Orten der Welt herstellen. Die Unternehmer können ihr Kapital investieren, wo sie wollen. Dagegen können die Arbeitskräfte ihr Land nicht so leicht verlassen. Deshalb ist es in ihrem Interesse, dass es für Unternehmer möglichst attraktiv ist, in ihrer Nähe Arbeitsplätze zu schaffen. Diese Nähe ist der Standort. Zu den Rahmenbedingungen am Standort gehören sehr viele Dinge: Löhne, die Ausbildung der Arbeitskräfte, Steuern und andere Abgaben, eine effiziente Verwaltung, gute Straßen, Schulen, sogar Theater. Zwischen den Faktoren kann man durchaus tauschen: So können die Löhne deutlich höher sein, wenn die Arbeitskräfte gut ausgebildet sind. Die hohe Arbeitslosigkeit in Deutschland ist ein Hinweis darauf, dass sich die Bedingungen am Wirtschaftsstandort verschlechtern haben. Es müssten also die Löhne im Verhältnis niedriger werden oder die Ausbildung besser. Man könnte auch Steuern und Abgaben senken, die Verwaltung effizienter machen oder alles zusammen.

Wie kann ein Staat Pleite gehen?

Jemand ist dann pleite, wenn er seine Rechnungen nicht mehr bezahlen kann. Zwischen einem Staat, einer Firma und einem einzelnen Menschen besteht in diesem Punkt kein wesentlicher Unterschied. Bei einem Staatsbankrott erklärt der Finanzminister des betreffenden Landes, dass er die Zinsen für Bank-

kredite und Anleihen nicht mehr zahlen und auch seine Schulden nicht mehr tilgen kann. So etwas passiert zum Beispiel dann, wenn die normalen Steuereinnahmen des Staates nicht mehr ausreichen, um Zins und Tilgung für die Staatsschulden zu bezahlen. In den letzten fünfzig Jahren hat kein großer Industriestaat den Staatsbankrott mehr verkündet und auch Entwicklungsländer versuchen, den offenen Bankrott zu vermeiden. Argentinien hat zum Beispiel 2003 seine Zinszahlungen eingestellt, gleichzeitig hat die Regierung aber Verhandlungen mit ausländischen Banken und Regierungen aufgenommen, um zu erreichen, dass die Zahlungen gestreckt oder teilweise erlassen werden. Meist wird in solche Verhandlungen der Internationale Währungsfonds (IWF) in Washington eingeschaltet. Der IWF ist eine internationale Organisation, die Zahlungskrisen von Staaten verhindern soll. Die Bundesrepublik Deutschland ist Mitglied.

Was ist das Problem an Arbeitslosigkeit?

Arbeitslosigkeit bedeutet, dass bei gegebenen Löhnen überschüssige Arbeitskraft vorhanden ist. Im Prinzip ist es wie bei normalen Waren auf dem Markt: Wenn ein Obsthändler seine Äpfel nicht los wird, dann weiß er, dass sie zu teuer sind. In diesem Sinne ist auch Arbeit zu teuer. Hier hören die Gemeinsamkeiten aber auch schon auf. Der Obsthändler wird im Zweifelsfall den Preis für die Äpfel senken, um mehr zu verkaufen. Im Falle des Lohnes geht das nicht so einfach. Würden die Unternehmen einfach die Löhne ihrer Mitarbeiter senken, dann könnten diese auch weniger einkaufen. Lebensmittelläden, Autohändler und andere Geschäfte würden weniger umsetzen,

wodurch dort die Löhne der Verkäufer zu hoch würden und gesenkt werden müssten. So könnte eine Spirale in Gang gesetzt werden, die immer weiter nach unten führt. Aus diesem Grund schlagen einige Wissenschaftler, die den Gewerkschaften nahe stehen, das genaue Gegenteil vor: Man solle die Löhne erhöhen, damit die Leute mehr kaufen können und neue Arbeitsplätze entstehen. Aber damit löst sich das Grundproblem nicht: dass die Löhne insgesamt zu hoch sind, um ausreichend Arbeitsplätze zu schaffen. Eine gute Lösung bestünde darin, dass die Löhne zwar steigen, aber sehr langsam, zum Beispiel um ein Prozent im Jahr. Dann hätten die Arbeitnehmer zwar ein bisschen mehr Geld in der Tasche, trotzdem könnten die Unternehmer durch verbesserte Produktionstechnik (den so genannten Produktivitätsfortschritt) Gewinne machen und diese in die Firma stecken. So



würde Arbeit zwar nicht in Euro und Cent, wohl aber im Verhältnis zur Leistungskraft der Volkswirtschaft billiger.

Warum heißt unser System soziale Marktwirtschaft?

Der Begriff „soziale Marktwirtschaft“ wurde von Alfred Müller-Armack (1901–1978) erfunden. Der Wirtschaftsprofessor war von 1958 bis 1963 Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium in Bonn und einer der wichtigsten Mitarbeiter des ersten Wirtschaftsministers Ludwig Erhard. Müller-Armack war der Meinung, dass Marktwirtschaft allein noch nicht zu Gerechtigkeit und Wohlstand führt, und forderte daher, dass der Staat aktiv zu Gunsten der Benachteiligten eingreift („Sozialpolitik“). Der Begriff wurde generell zum Markenzeichen des deutschen Wirtschaftssystems, wobei

unterschiedliche Menschen ganz unterschiedliche Dinge darunter verstehen. „Soziale Marktwirtschaft“ steht für den Wunsch, alle wirtschaftlichen Dinge über den Markt zu regeln, in Notlagen aber staatliche Korrekturen einzuführen.

Was ist der DAX und warum ist er wichtig?

Die Abkürzung DAX steht für „Deutscher Aktienindex“. Er ist ein Maßstab (index bedeutet auf Lateinisch Zeigefinger) dafür, wie gut oder wie schlecht die wichtigsten deutschen Aktien stehen. Es gibt mehrere Unterindices, etwa den DAX-30, das ist der Index der 30 größten Aktiengesellschaften, den MDAX, einen Index mittelgroßer Gesellschaften. Außerdem gibt es den TecDAX, in dem besonders junge Unternehmen mit moderner Techno-

logie zusammengefasst sind. Ein Unternehmen, das im DAX aufgeführt („gelistet“) ist, muss bestimmte Voraussetzungen erfüllen. Zum Beispiel muss es einmal im Vierteljahr seine Geschäftsergebnisse veröffentlichen.

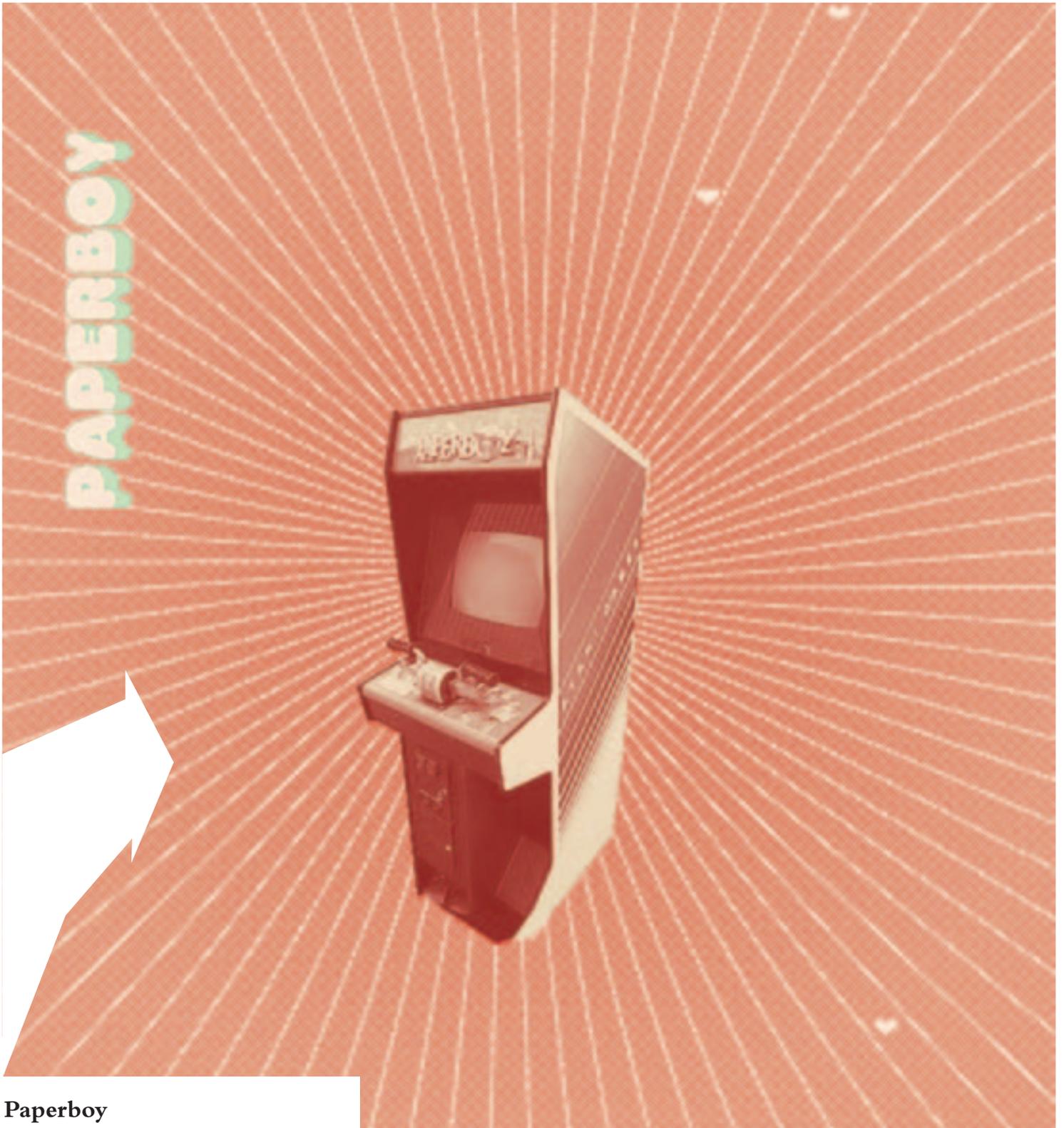
Bei wem macht Deutschland eigentlich die Schulden?

Deutschland macht seine Schulden bei ganz normalen Bürgern, bei Banken, Versicherungen und anderen Institutionen im In- und Ausland. Im Einzelnen hängt das von der Form der Verschuldung ab. Deutschland hat sich zu einem wesentlichen Teil in Form von Bundesanleihen verschuldet.

Eine Anleihe ist ein Wertpapier, das jeder kaufen kann und das an der Börse gehandelt wird. Wobei „Papier“ eigentlich ein irreführender Begriff ist. Früher konnte man die Anleihen, so groß wie ein DIN-A4-Blatt, wenn man wollte, wirklich mit nach Hause nehmen; heute gibt es sie nur noch elektronisch. Zum Beispiel kann ich bei meiner Bank Bundesanleihen für 1 000 Euro mit einer Laufzeit von zehn Jahren und einer Verzinsung von 5,5 Prozent kaufen. Das Geld fließt über die Bank zur Bundeskasse und ich bekomme vom Finanzminister jedes Jahr 55 Euro Zins. Wenn ich nichts weiter mache, dann kassiere ich den Zins und bekomme nach zehn Jahren meine 1 000 Euro zurück. Ich kann die Anleihe aber auch vorzeitig an der Börse verkaufen. Wenn ich Glück habe, ist der Kurs in der Zwischenzeit gestiegen, zum Beispiel auf 102 Prozent. Dann bekomme ich 1 020 Euro. Ist er gesunken, zum Beispiel auf 98 Prozent, dann sind es nur 980 Euro.

Im Juni 2003 waren Bundesanleihen im Wert von 463 Milliarden Euro im Umlauf. Die meisten Anleihen werden von großen Institutionen gehalten, zum Beispiel von Versicherungen, die so das Geld ihrer Kunden anlegen. Aber auch viele Privatleute besitzen Anleihen. Außer Anleihen gibt es noch andere Wertpapiere, die für kleine Anleger noch besser geeignet sind, zum Beispiel Bundesobligationen. Die Regierungen von Bund und Ländern und vor allem viele Städte und Gemeinden nehmen auch direkt bei Banken Kredite auf, genauso wie eine Familie, die sich verschuldet, um ein Haus zu bauen.

Nikolaus Piper, geboren 1952 in Hamburg, leitet das Wirtschaftsressort der Süddeutschen Zeitung.



Paperboy

Die Straße führt ins Nichts, sie hat kein Ende und die Häuser tragen keine Nummern. Ein Junge fährt auf einem Fahrrad die Straße hinauf und verteilt Zeitungen in der Vorortsiedlung. Ein Zeitungsjunge, wie man ihn aus den US-Fernsehserien kennt, er steckt die Zeitung nicht in den Briefkasten, sondern wirft sie in den Vorgarten, ganz lässig, aus dem Handgelenk, manchmal trifft er ein Fenster. Paperboy war ein Automatenenspiel, das lange Zeit in meiner Stammeisdiele stand, leicht verstaubt, in der Ecke hinter dem Kühlschrank.

Ich mochte das Spiel, als virtueller Zeitungsjunge lieferte ich das Nachrichtenblatt *Daily Sun* aus, immer auf der Flucht vor Hunden und Autos, die scheinbar endlose Straße hinauf, bis zum Ende des Levels. War ich zu langsam, verlor ich Abonnenten. Game Over bedeutete hier: Du bist gefeuert!

Zeitungsjunge zu sein ist die erste Stufe auf der Karriereleiter, das Trainingslager der Arbeitswelt. Hier lernt man, dass Leistung sich lohnt und Geld hart verdient sein will. Die Münzen für meinen virtuellen Job in der Eis-

diele verdiente ich in der Realität als: Zeitungsjunge. Ein Spiel kostete mich etwa vierzig Zeitungen, fünf Minuten Arbeit.

Paperboy war ein realistisches Spiel. Die Joysticks des Automaten sahen aus wie ein Fahrradlenker. Man musste steuern und ausweichen und nach zweihundert Treffern, wenn die Zeitung endlich ausgeliefert war und die Menschheit informiert, war ich ziemlich erschöpft. Das Spiel war nämlich harte Arbeit. Zur Belohnung kaufte ich mir ein Eis. Am liebsten Aprikose und Himbeere.
Tobias Moorstedt

Vier gewinnt

Geld verdienen und verlieren, Pläne schmieden und Häuser bauen, Pleite gehen und Waren kaufen – hat man doch alles schon gemacht. Und wenn alles schief ging, einfach wieder von vorne angefangen. Neues Spiel – neues Glück!



Sim Tower

Die Rollenverteilung im Studentenwohnheim war klar: Jens spielte den Gebäudemanager, ich durfte Hausmeister sein – denn es war sein SimTower-Spiel, mit dem wir vor dem Computerbildschirm die Zeit verbrachten. Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Stockwerke unser virtuelles Hochhaus hatte. Es müssen viele gewesen sein, denn es gab unter anderem Aufzüge, einen Recyclinghof und eine Empfangslobby. Wir mussten das Gebäude managen und dafür sorgen, dass die Mieter zufrieden waren. Nur dann zog niemand aus, nur dann sprudelten Mieteinnahmen und nur dann konnten wir in Extras wie medizinische Zentren investieren – mit dem Ziel, irgendwann fünf Sterne für unseren Tower zu ergattern. Jens ließ das Spiel oft rund um die Uhr laufen, damit wir auch im Schlaf Mieten einnehmen konnten. Am Morgen berichtete er mir dann, wie die Nacht in unserem Hochhaus gelaufen war. Manchmal gab es schlechte Neuigkeiten, zum Beispiel, wenn nachts ein Feuer ausgebrochen war und Wohnungen ausbrannten, weil wir beim Feuerschutz gespart hatten. Oder wenn Mieter auszogen – wegen zu hoher Mieten. Natürlich regten wir uns dann über die Geizhalse auf, die keine Vorstellung davon hatten, wie uns als Managern die Kosten davonliefen. Anschließend diskutierten wir weitere Investitionsstrategien. Wenn wir uns nicht einigen konnten, klickte Jens kurz auf die Wohnung des Hausmeisters. Ein Männchen mit meinem Namen erschien – und die Frage, wessen Strategie wir wählten, war entschieden. Es war ja sein Spiel. Die fünf Sterne haben wir dann trotzdem bekommen.

Matthias Irle

Siedler

Das Spiel ist so erfolgreich, dass es sein eigenes Verb bekommen hat: siedlern. Siedlern heißt so viel wie: das Leben nachspielen. Deine eigene Karriere mit einfachsten Hilfsmitteln und gekürzt auf vielleicht neunzig Minuten. Was mich dabei immer fasziniert: Ich kenne kein anderes Spiel, bei dem so starke Emotionen entstehen. Man kann sich ungerecht behandelt fühlen, mit der Torschlusspanik kämpfen, tiefe Genugtuung spüren. Wie im richtigen Leben entsteht während der Partie aber vor allem ein Gleichgewicht zwischen den eigenen Fähigkeiten und dem (Karriere-)Glück. Wer sich zu Beginn geschickt platziert hat (Schulabschluss), bekommt öfter wertvolle Ressourcen (Gehalt). Gleichzeitig machen die Würfel einem unmissverständlich klar, dass nichts im Leben sicher ist: Dank unverschämte glücklicher Würfe wie zum Beispiel dreimal Sechserpasch in Folge (unverhoffte Anstellung) holt der Gegner auf und wird zum Konkurrenten um den Sieg (Beförderung), auch wenn er sonst wirklich nichts kann. Sehr lehrreich ist es für mich auch immer zu sehen, wie meine Gegner sich verhalten, die ja im richtigen Leben meine Freunde sind. Besonders beim Kartentausch zeigt sich nämlich die wahre Lebenseinstellung. Zwischen „Du musst ein Schwein sein“ (Tausche gar nicht) und dem barmherzigen Samariter (Tausche fair mit dir) gibt es alles. Siedler ist deshalb irgendwie auch ein Spiel für naive Idealisten, die noch nie auf das gehört haben, was ihre Mama ihnen schon immer gesagt hat. Ich bin jedenfalls meistens der barmherzige Samariter. Gewonnen habe ich damit allerdings bisher nur einmal.

Christoph Leischwitz

Monopoly

Auf die teuersten Straßen, auf Schlossallee und Parkstraße, hatte ich es nie abgesehen. Ich hatte beim Monopoly immer die gleiche Taktik: Die grünen und die gelben Straßen kaufen, darauf so viele Häuser und Hotels bauen wie möglich und dann warten. Darauf, dass das Würfelpech der anderen möglichst viele Spieler auf meine Straßen führte und mir die Kassen füllte. Manchmal kaufte ich noch zwei Bahnhöfe und das Wasserwerk, vielleicht noch die hellblauen Straßen, zum Ausruhen. Auf Schlossallee und Parkstraße, mal ehrlich, da kommt man so selten drauf, dass sich die Kauf- und Baukosten wirklich nicht lohnen, jedenfalls hab ich mir das immer so gedacht. Mit meiner Taktik bin ich selten Letzter geworden, gewonnen habe ich damit aber auch nicht oft. Das lag natürlich an meinem Würfelpech – ich machte sehr oft und regelmäßig auf Schlossallee und Parkstraße Halt, ein sehr kostspieliges und zweifelhaftes Vergnügen. Meine eher durchschnittliche Bilanz lag aber auch daran, dass sich meist einer meiner Freunde anbot, die Bank zu sein. So, wie er dann die Finanzen verwaltete, ging nicht immer alles mit rechten Dingen zu. Richtig auf frischer Tat ertappen konnte ich ihn selten, aber wir wussten doch immer recht genau, dass er wohl wieder fantasievoll Zehntausender in eine Hand voll Zweitausender gewechselt hatte: weil er immer grinsen musste, wenn er beschiss. Er ist einfach der schlechteste Lügner der Welt – schon immer gewesen. Aber er hat deutlich häufiger gewonnen als ich. Auch, weil er sich Schlossallee und Parkstraße immer leisten konnte, irgendwie.

Dirk Schönlebe



Der große Preis

Juergen B. Donges, ehemaliger Chef der Wirtschaftsweisen, spricht darüber, warum man Wirtschaft lernen kann wie Auto fahren und weshalb es besser ist, sich nicht die deutsche Fußballnationalmannschaft zum Vorbild zu nehmen.

Interview: Dirk Schönlebe

Herr Donges, warum soll ich mich für Wirtschaft interessieren?

Das ganze Leben lang werden Sie geprägt von dem, was in der Wirtschaft los ist. Sie gehen einkaufen, also sind Sie Verbraucher. Wer arbeitet, zahlt Steuern, jedenfalls sollte er das. Und schon die Diskussionen mit den Eltern um Taschengeld – das ist nichts anderes als ökonomisches Verhalten.

Aber es hat doch nicht alles mit mir zu tun, was in den Nachrichten ist.

Es hat alles mit Ihnen zu tun, auch wenn vieles vielleicht erst mal nicht so aussieht. Zum Beispiel das Mautsystem: Wenn das scheitert, ist jeder als Steuerzahler davon betroffen, weil dem Staat jetzt Geld fehlt. Dafür müssen dann Steuergelder benutzt werden. Jeder, der arbeitet, ist Steuerzahler, also ist er betroffen. Auch wenn er kein Lkw-Fahrer ist oder noch nicht mal einen Führerschein hat.

Ist es dann schlimm, wenn ich nicht alles verstehe, was im Wirtschaftsteil der Zeitung steht?

Nein. Sie müssen gar nicht alles verstehen. Sie können, hoffentlich, darauf vertrauen, dass diejenigen, die Verantwortung tragen, das schon richtig machen werden. Das kann man mit Autofahren vergleichen: Sie können ja auch gut und gern Auto fahren, ohne zu wissen, wie der Motor funktioniert. Sie müssen aber sicher sein können, dass alles gut konstruiert ist. Sie müssen sich darauf verlassen können, dass das Au-

to schneller wird, wenn Sie auf das Gaspedal drücken, und dass Sie langsamer werden, wenn Sie auf die Bremse treten.

Aber fahren lernen muss ich trotzdem.

Ein bisschen was lernen müssen Sie über Wirtschaft natürlich auch, sonst können Sie gar nicht beurteilen, ob die Wirtschaft gut funktioniert. Und ob die Verantwortlichen, in erster Linie also die Politiker, sich so verhalten, wie es für Sie gut ist.

Was genau muss ich lernen?

Es gibt etwas Wesentliches, fast das Einzige, was man lernen und verinnerlichen muss: ein Gespür dafür, dass alles knapp ist. Alles, was wir gern haben, ist letztlich nur begrenzt vorhanden.

Und was bedeutet das?

Dass auf dieser Welt nichts wie Manna vom Himmel fällt. Alles hat einen Preis, es gibt nichts umsonst.

Wirklich alles?

Ja. Selbst die Umwelt. Für eine gute Umwelt müssen wir etwas bezahlen. Das tun wir schon, mit der Ökosteuer zum Beispiel und dem Dosenpfand. Und da wird auch noch einiges dazukommen, die Benzinpreise werden steigen, die Strompreise auch.

Angenommen, ich sehe ein, dass alles seinen Preis hat. Was nutzt mir diese Erkenntnis?

Zum einen weiß man dann, dass man vorsichtig sein muss, wenn Politiker Geschenke ver-

teilen. Wenn zum Beispiel gesagt wird, man kann umsonst in die Schule gehen, umsonst studieren, da muss man dann gleich fragen: Wie kann das sein? Irgendjemand muss das doch bezahlen. Zum anderen versteht man dann, dass Preise auch dazu dienen, unser Verhalten zu lenken. Wenn wir etwas besonders gern haben wollen, müssen wir auch dazu bereit sein, dafür zu bezahlen. Und wenn es uns zu teuer ist, dann verzichten wir eben.

Das geht doch aber nicht in allen Bereichen. Auf Schule und Ausbildung zum Beispiel kann man doch nicht verzichten, nur weil sie vielleicht teuer sind?

An der Ausbildung scheiden sich in der Tat die Geister. Für mich ist Bildung ein Investitionsgut. Ich habe nichts dagegen, dass jemand ein so genanntes Orchideenfach studiert. Aber man muss verlangen können, dass die Jugendlichen sich darüber Gedanken machen, was sie mit diesem Studium oder dieser Ausbildung später anfangen können. Selbst wenn jemand sein ganzes Leben lang studiert, weil er daran Spaß hat, ist das vollkommen in Ordnung. Aber wenn er dann feststellt, dass er damit in der Welt nichts anfangen kann, kann er auch keine Ansprüche stellen, was zum Beispiel Arbeitslosengeld betrifft.

Was ist, wenn man sich nicht schon so früh damit befassen will, ob einem das oder jenes später etwas bringt?

In Industrieländern, also auch in Deutschland,

ist Wissen der Wachstumsfaktor überhaupt. Wer sich für eine Ausbildung entscheidet, muss wissen, dass er eine Investition in sich selbst tätigt, in seine eigene Zukunft. Ich weiß, dass das nicht unumstritten ist. Manche stellen ja die so genannte Selbstverwirklichung oben an.

Selbstverwirklichung ist doch gut. Was gefällt Ihnen daran nicht?

Dass viele dies zum Nulltarif wollen, also zu-lasten Dritter. Auf eigene Kosten mag jeder tun, was ihm Spaß macht. Ich bitte um nichts anderes, als dass man die Welt so sieht, wie sie eben ist. Ich weiß, dass das manchmal sehr hart und zynisch klingt. Aber ich rate dazu, sich nicht davonzustehlen und zu glauben, man könne in einer anderen Welt leben, in einer schöneren. Die kann man gern suchen. Aber man wird sie nicht finden.

Aber dann strebt man doch sein ganzes Leben nur nach Geld.

Menschen sind genetisch so gestrickt, dass sie danach streben, dass es ihnen besser geht. Wer in einem Job ordentlich verdient, kann sich Dinge leisten – und zwar materielle und nicht-materielle –, die er sich sonst nicht leisten könnte. Wenn die Wirtschaft gut funktioniert, entstehen Spielräume für den Einzelnen und die Gesellschaft.

Woher weiß man, welche Berufswahl einem später diese Freiräume verschafft?

Das ist ein ganz großes Problem. Man kann sich zwar informieren, aber im Grunde kann man es gar nicht sicher wissen. Wir wissen nicht, was die Zukunft für uns bereithält. Wenn jemand meint, er wisse es, nennt man das in der Volkswirtschaft „Anmaßung von Wissen“. Zum Beispiel fehlen Lehrer. Also studieren ganz viele junge Leute, um Lehrer zu werden. Wenn sie fertig sind, gibt es zu viele Lehrer, so dass von denen, die neu studieren, wieder weniger Lehrer werden wollen. So dass es dann irgendwann wieder zu wenige Lehrer gibt. Und es fängt von vorn an. Das Gleiche kann man an den Informatikern sehen. Das ist ein Problem.

Aber wie soll man darauf reagieren, wenn man über die Zukunft ja doch nichts Genaues wissen kann?

Meine Schlussfolgerung daraus ist, dass man schon in den Schulen das Fundament für eine möglichst breite Ausbildung legen muss. Bei einer breiten Ausbildung steigen die Möglichkeiten, sich später erfolgreich neuen beruflichen Herausforderungen zu stellen. Sie können etwas studieren, etwas lernen, das dann gerade nicht gebraucht wird, aber das Wichtige ist, dass Sie gelernt haben, Ihr Wissen auch anders einzusetzen. Jeder muss wissen, dass er im-

Ich wundere mich, dass die Jugendlichen sich das so gefallen lassen und dagegen nicht härter protestieren.

mer wieder neu lernen muss. Egal, wie gut er jetzt ausgebildet ist: Es wird nicht reichen für die nächsten vierzig Jahre.

Was gehört zu diesem Fundament?

Mathematik, weil man dort lernt, analytisch zu denken. Deutsch, weil man in der Lage sein muss zu kommunizieren. Natürlich gängige Fremdsprachen. Und man muss lernen, dass es ganz normal ist, dass sich Dinge verändern. Dass Fortschritt, das eigene Wohlergehen, das Wohlergehen meiner Familie und meiner Freunde davon abhängen, dass wir uns verändern können. Weil sich auf der Welt immer etwas verändert. Wenn man das nicht zur Kenntnis nimmt, wird man überholt. Das ist wie im Sport. Die deutsche Fußballnationalmannschaft hat an Boden verloren, weil sie lange gedacht hat, außer ihr könne nur noch Brasilien gut spielen, sonst niemand.

Es gibt aber viele Jugendliche in Deutschland, die gut ausgebildet sind und trotzdem keine Arbeit finden.

In freien Gesellschaften gibt es keine Beschäftigungsgarantie. Es kann also in der Tat passieren, dass jemand trotz einer wunderbaren Ausbildung keine Arbeit findet. Dann darf er nicht resignieren.

Was soll er tun?

Drei Dinge: Erstens sich umschauchen, ob das, was er gelernt hat, nicht auch anderweitig verwendbar ist. Zweitens nicht an einem bestimmten Ort festhalten. Wenn man in Bayern oder Berlin nichts findet, dann vielleicht in den USA oder in Polen oder in Südamerika. Ich weiß, dass das nicht leicht ist, jeder hat ja sein soziales Umfeld, seine Wurzeln. Drittens: Flexibel sein bei den Ansprüchen, was man verdienen will. Lieber am Anfang auf etwas Geld verzichten und dafür den Fuß in die Arbeitswelt bekommen, dann kann man zeigen, was man kann.

Es kann aber nicht jeder wegziehen. Und einige haben vielleicht auch einfach nur Pech.

Mit Härtefällen kann man immer umgehen. Das kann man regeln und das muss man auch regeln. Genau aus diesem Grund gibt es in Deutschland hoch entwickelte Sozialversicherungssysteme, zum Beispiel mit einer Arbeitslosenversicherung. Ich will das Problem gar nicht verharmlosen, aber man muss sich auch klar machen, dass sich die wirtschaftliche Lage auch wieder zum Besseren ändert.

Kann ein Einzelner diese wirtschaftliche Lage beeinflussen?

Nein. Es gehört zu den Gesetzmäßigkeiten des Wirtschaftens, dass es immer ein auf und ab gibt. Das kann man schon in der Bibel nachlesen: Auf sieben fette Jahre folgten sieben magere. Das muss man so nehmen, wie es ist. Da darf man sich auch nicht beeinflussen lassen und erschrecken, wenn man eine Ausbildung macht und hört, dass alles schlecht läuft. Es geht auch wieder nach oben.

Aber man weiß nicht, wann.

Stimmt.

Das kann einem Angst machen.

Angst darf man nicht bekommen. Man muss sich sagen: Ich werde damit fertig. Man muss sich klar machen, dass die meisten von dem auf und ab, den Konjunkturzyklen, nicht negativ betroffen sind. Diejenigen, die keine Arbeit, keine Lehrstelle haben, sind ein kleiner Teil.

Das hilft dem wenig, der arbeitslos ist.

Erst mal nicht. Aber er kann die drei Ratschläge beherzigen, die ich vorher genannt habe. Denn dass gleichzeitig überall auf der Welt das, was er kann, gerade nicht gefragt ist, ist sehr ungewöhnlich. Das sind die Chancen der Globalisierung.

Was genau ist denn Globalisierung?

Länder verzahnen sich wirtschaftlich, über alle möglichen Kanäle: Handel, Investitionen, Finanzen, Wanderung von Menschen. Dafür hat man den Sammelbegriff Globalisierung geprägt. Neu im Vergleich zu früher ist, dass die Verzahnung der Länder, dieses Zusammen-

wachsen, sehr viel schneller vonstatten geht. **Das klingt doch nach Fortschritt. Trotzdem gibt es viele Kritiker der Globalisierung.**

An der Globalisierung nehmen alle teil, auch die Globalisierungskritiker. Die tragen in Hongkong fabrizierte Turnschuhe, Jeans aus China, telefonieren mit einem deutschen Handy in der ganzen Welt und verabreden sich über das Internet. Das ist doch nichts anderes als praktizierte Globalisierung.

Ihre Kritik kann trotzdem gerechtfertigt sein. Zum Beispiel die, dass nicht alle von der Globalisierung profitieren.

Es profitieren nicht alle gleich, das stimmt. Aber nichts auf der Welt ist für alle gleich. Das ist wie bei Autos unterschiedlicher PS-Stärke, die vor einer Bahnschranke warten, weil ein Zug kommt. Da sind die Abstände zwischen allen Autos gleich. Wenn die Schranke hochgeht und die Autos losfahren, werden die Abstände größer. Weil einige Autos mehr PS haben, weil einige Fahrer aggressiver fahren. So ist es auch in der Wirtschaft. Es gibt tüchtige und weniger tüchtige, fleißige und weniger fleißige, talentierte und weniger talentierte Menschen. Die Globalisierung schafft da nichts Neues. Die Menschen sind nun mal unterschiedlich. Deswegen gibt es auch immer Ergebnisungleichheit. Auch hier versuchen wir ja, diese Ungleichheiten zu einem gewissen Teil wieder auszugleichen. Deshalb nennen wir unser System ja auch „soziale Marktwirtschaft“ und nicht nur „Marktwirtschaft“.

Sind dann diejenigen, die nicht von der Globalisierung profitieren, selbst schuld?

Nein. Mit Schuld hat das nichts zu tun. Das kann zwei Gründe haben. Entweder investieren sie weniger Zeit und Arbeit als andere, das kann man ja selbst entscheiden. Oder man hat einfach nicht das Zeug dazu, das Talent, oder ist zum Beispiel gesundheitlich eingeschränkt. Die sind auch nicht schuld, die können eben nicht anders. Diesen Menschen muss die Gesellschaft helfen. Außerdem muss man bei der Globalisierungsdiskussion eines beachten: Es gibt eine Reihe von Tätigkeiten, die von der Globalisierung gar nicht betroffen sind, nämlich alles, was mit nicht handelbaren Gütern zu tun hat. Als Friseur zum Beispiel, als Wirt, als Fitnesstrainer beheligt mich die Globalisierung gar nicht.

Berufswahl, Ausbildung, Preise, Globalisierung ja oder nein – wie soll man sich da noch zurechtfinden?

Die Dinge werden in der Wahrnehmung immer komplexer, aber ich glaube, sie sind gar nicht so komplex. Ich habe das ja nicht von

ungefähr auf die einfache Formel von der Knappheit und dem Preis gebracht. Die Volkswirtschaftslehre ist im Grunde nichts anderes als die Lehre von der Knappheit. Leider haben die Menschen das Gefühl, auch weil ständig von Reformen, Problemen und wieder Reformen die Rede ist, „die Wirtschaft“ sei eine Sache, die riesig ist, nicht zu durchschauen. Zudem muss man offen sagen: Die Jugendlichen sind in einer sehr schwierigen Situation.

Warum?

Der Wohlfahrtsstaat von heute mit all seinen Leistungen ist nicht mehr finanzierbar. Dazu kommt, dass der Wohlfahrtsstaat durch ein Umlagesystem finanziert wird und immer weniger junge Menschen einzahlen für immer mehr alte Menschen, die Geld bekommen. Zum Wohlfahrtsstaat gehört, dass sehr viele Leistungen an den Einzelnen gewährt werden. Daran hat man sich gewöhnt und jetzt erwarten die Menschen, gerade die jungen

Menschen, dass der Staat eingreift und irgendwie alles regelt.

Aber wo ist das Problem?

Es ist eine hohe Anspruchserwartung entstanden. Und wenn die Ansprüche dauernd steigen, muss das finanziert werden: über Beiträge oder Steuern. Die Jugendlichen von heute bekommen die Rechnung präsentiert: Sie müssen zweimal zahlen. Einmal das Bisherige weiterfinanzieren, für das sie später nicht mehr so viel rausbekommen. Zum zweiten sagt man ihnen deshalb, sie müssen sich privat um eine Vorsorge kümmern. Das ist das, was wir den Jugendlichen hinterlassen haben.

Wie sollen die mit diesem Erbe umgehen?

Ich wundere mich, dass die Jugendlichen sich das so gefallen lassen und dagegen nicht härter protestieren.

Mitarbeit: Sandra Schmid



Juergen B. Donges, 63, ist Ko-Direktor des Instituts für Wirtschaftspolitik an der Universität Köln und hat den Lehrstuhl für wirtschaftliche Staatswissenschaften an der Universität Köln inne. Von 1992 bis 2002 war er einer der fünf „Wirtschaftsweisen“ – als Mitglied und am Ende als Vorsitzender des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung. Donges, der in Sevilla geboren wurde und in Madrid aufwuchs, befasst sich vor allem mit Fragen der Europäischen Union sowie der Konjunktur-, Wachstums- und Außenwirtschaftspolitik. Für das Finanzministerium erstellte er eine Studie zur Globalisierungskritik. Er ist verheiratet und hat zwei erwachsene Söhne.

Wer wird hier Millionär?

Alle raten, schon jetzt an die Altersvorsorge zu denken. Dies ist die Geschichte von einem, der genau deswegen auszog, die Aktienmärkte zu erobern. Und der gerade ein bisschen hinterherhinkt, weil die Pferde krank wurden.

Text: Max Scharnigg

Meine Mutter wollte, dass ich reich werde. Sie hatte ein Buch gelesen, in dessen Titel die Wortpaare „Millionär werden“ und „jeder kann“ vorkamen. Das Zauberwort der dreihundert Seiten war „Aktienfonds“ und das Geheimnis, das verraten wurde, ging so: Lege vierzig Jahre lang jeden Monat Geld in einen Aktienfonds. In vierzig Jahren bist du dann zwar steinalt, aber auch steinreich. Meiner Mutter gefiel das, mir war es egal. Ich hatte gerade meinen Zivildienst begonnen, bekam 600 Mark im Monat und fühlte mich wie ein gemachter Mann. Ich trug einen Protestbart am Kinn und hatte keine Lust, mit meiner Mutter über Geldanlagen zu sprechen. Aber meine Mutter ist eine patente Frau. Sie machte einen Termin mit Frau Fröhlich von der Bank aus. Für mich. Das war im Sommer 1999.

Frau Fröhlich war ganz nett. Sie sagte, ein Aktienfonds sei wie ein Stall, in dem eine Menge Pferde stehen. In einen Fonds zu investieren sei viel sicherer als in eine einzelne Aktie, da man eben nicht nur auf ein Pferd setze. Und dass plötzlich alle Pferde krank würden, das sei ja sehr unwahrscheinlich. Das leuchtete mir ein. So ein Aktienfonds bringe viel mehr Ertrag als ein Sparsbuch und das Geld sei jederzeit verfügbar, erklärte Frau Fröhlich mir noch. Sie hatte mindestens hundert Fonds im Angebot. Es gab solche, in denen nur technische Firmen waren oder nur Firmen aus Taiwan, es gab reine Internetfonds und ganz viele, die das Wort „Dynamic“ im Namen trugen. Ich wählte einen Fonds mit großen internationalen Firmen, von denen ich ein paar kannte, Microsoft und Schering zum Beispiel. „Sehr sicher!“, sagte Frau Fröhlich dazu und gemeinsam sahen wir uns die historische Entwicklung meines Fonds an. Er war 1960 aufgelegt worden und hatte seinen Wert seitdem um 500 Prozent gesteigert. Das hörte sich nicht nur gut an, für mich klang das extrem nach einer Million. Von diesem Tag an wurden jeden Monat von meinem Konto 100 Mark abgebucht, später waren es 51 Euro. Das war fast der geringste Betrag, den die Fondsgesellschaft akzeptierte, aber für mich

war es viel Geld. In den ersten Monaten suchte ich noch im Börsenteil der Zeitung nach meinem Fonds, aber ich sah dort immer Zahlen, die ich nicht verstand. Also ließ ich das bald bleiben.

Zwei Jahre später hielten sich alle den Kopf, wenn sie Börsennachrichten hörten. Ob ich denn auch spekuliert hätte, wurde ich gefragt. Ich schwieg und dachte an Frau Fröhlich und die Pferde im Pferdestall. Wahrscheinlich waren sie nun doch alle krank geworden. Wenn ich jetzt mit meiner Mutter telefonierte, riet sie mir besorgt, die Zahlungen in den Aktienfonds einzustellen und doch lieber einen Bausparvertrag zu eröffnen. Ich versprach ihr, etwas zu unternehmen, tat aber nichts, es war mir viel zu anstrengend. Frau Fröhlich in ihrer Bank war gerade weit weg von meinem Leben und so ließ ich alles, wie es war. Immer am Ende eines Jahres bekam ich einen Brief. Darin lag ein gefaltetes Papier mit vielen Zahlen und Begriffen, zum Beispiel: Ausgabeaufschlag 5 %, Anteil 0,691, Zwischengewinn 0,00 EUR, Gesamtausschüttung 19,49 EUR. Und so weiter. Ganz unten stand noch das Wort Depotwert und dahinter eine Zahl, die mir jedes Jahr mager erschien. Ende 2003 las ich dort 2 075 EUR. Diesmal heftete ich den Brief nicht sofort ab, diesmal rechnete ich nach. Hätte ich in den letzten vierzig Monaten das Geld einfach in eine Kiste unter meinem Bett gelegt, wären da jetzt 2 040 Euro. Mein Fonds hat also in vier Jahren nur 35 Euro für mich erwirtschaftet. Es lief etwas falsch. Ich rief Frau Fröhlich an. Sie wollte, dass ich Geduld habe. Ich fand, dass ich für 35 Euro in vier Jahren genug Geduld gezeigt hatte. Wir machten einen Termin aus.

Frau Fröhlich war immer noch ganz nett. Ich erzählte von meiner Rechnung und der Kiste

unter meinem Bett. Sie nickte und sagte, dass so ein Fonds natürlich immer ein Risiko sei. Sie zeigte mir eine Risikotabelle. Mein Fonds war dort mit einem gelben Punkt markiert, das bedeutete: erhöhte Wertschwankungen. Ich hatte das anders in Erinnerung. Ob ich besser ausgestiegen wäre, fragte ich, ob meine ängstliche Mutter Recht hatte und ob ich jetzt schnell aussteigen sollte? Frau Fröhlich wehrte ab, auf keinen Fall sollte ich das. „In der schlechten Zeit, als die Aktien billig waren, haben Sie für Ihre 51 Euro mehr Anteile eingekauft als jetzt, wo die Kurse wieder steigen.“ Sie deutete auf die Zahl hinter dem Wort „Anteil“ in meiner Abrechnung. Ich hatte also jeden Monat ein bisschen mehr Anteile von Microsoft, Schering und den anderen gekauft und in mein Depot geschleppt. Je mieser die Kurse waren, desto mehr bekam ich davon. Jetzt sollte ich darauf warten, dass die Kurse wieder steigen. „Sie hatten Pech, Sie sind am Höhepunkt eingestiegen und dann ging es nur noch bergab.“ Das war es also, mein persönliches Problem mit der Börse. Deswegen nur 35 Euro in vier Jahren.

Frau Fröhlich wollte mich aufheitern. Sie fütterte einen Modellrechner mit meinen Daten und einer „ganz pessimistischen“ Entwicklungsprognose. Demnach hätte ich in zwanzig Jahren fast 30 000 Euro in meinem Depot. Eingezahlt wären davon aber nur 14 000 Euro, der Rest wäre Gewinn, Rendite, Freude. Das wäre ganz gut, auf einem Sparsbuch bekäme ich in der gleichen Zeit nur etwa 3 500 Euro Zinsen. Aber eine Million ist es eben auch nicht. Daheim gab ich selbst eine optimistische Wertentwicklung in den Modellrechner ein. Außerdem erhöhte ich meinen monatlichen Beitrag für die Rechnung noch auf 100 Euro. Wäre ja denkbar. In 25 Jahren, ich wäre dann 49 Jahre alt, könnte ich mir eine Viertelmillion Euro von der Bank abholen. Eingezahlt hätte ich aber nur 32 000 Euro. Das ist zwar immer noch nicht die Million, aber doch eine gute Altersvorsorge. Wenn nur die Pferde bis dahin alle gesund bleiben.



Mit kranken Pferden sollte man sich nicht anlegen. Dann klappt es vielleicht mit der Million.

Eine Freundin der Familie

An der Handelshochschule in Leipzig werden die Führungskräfte von morgen ausgebildet. Julia Wiedmann ist eine von ihnen.

Text und Foto: Dana Toschner

Erfolg ist sächsisch“, behauptet der Aufkleber, der an einer Tür im Erdgeschoss prangt. Julia Wiedmann spricht Hochdeutsch, nicht Sächsisch, aber der Spruch meint trotzdem sie: Die 25-Jährige sieht gut aus, wirkt selbstsicher und weiß, wohin sie möchte: nach oben. Sie ist auf dem besten Weg.

Die gebürtige Heidelbergerin hat an der Handelshochschule in Leipzig, der HHL, gerade ihr Betriebswirtschaftsstudium mit dem Schwerpunkt Unternehmensführung abgeschlossen. Die HHL hat einen guten Ruf – hier werden die Topmanager von morgen ausgebildet. „Ich mag das Wort Elite nicht“, sagt Julia. „Aber ich glaube, dass viele von uns motivierter sind als der Durchschnittsstudent. Es kommt vor, dass wir mal die Nacht durchmachen, wenn wir intensiv an einem Projekt arbeiten.“ Die Bibliothek und der Computerraum sind täglich 24 Stunden geöffnet.

Wer an der HHL studieren will, der muss drei Monate Praxiserfahrung und ein überdurchschnittliches Vordiplom sowie sehr gute Englischkenntnisse, die vor der Aufnahme geprüft werden, mitbringen. Julia hat ihr Grundstudium an der Universität Passau gemacht, sie kann daher die Bedingungen an einer staatlichen Hochschule mit denen an der HHL vergleichen. „Da musste ich mit mehreren hundert Leuten in einem Hörsaal sitzen“, sagt sie. „An der HHL sind etwa dreißig Leute in einer Vorlesung, wir arbeiten in Gruppen und es kommt eine echte Interaktion zustande.“ Während es an der staatlichen Uni wegen fehlender Seminarplätze schwierig sei, in der Regelstudienzeit fertig zu werden, schließt man das Hauptstudium an der HHL in vier Semestern ab.

Den größten Vorteil der HHL aber sieht Julia in der intensiven Betreuung durch die Dozenten – auf jeden von ihnen kommen nur fünf Studenten. „Die Professoren kennen unsere Namen, wir haben ein freundschaftliches

Verhältnis, und wenn ich ein Problem habe, klopfe ich einfach an die Tür.“ Einmal im Monat veranstaltet die HHL zudem ein Frühstück, bei dem sich die Studenten mit ihren Professoren und den Assistenten unterhalten können. Außerdem wird jedem Studenten ein Mentor zur Seite gestellt, der Fragen zum Studium und zur Karriere beantwortet. „Wir sind wie eine Familie, die HHL-Family, auch wenn das ein bisschen theatralisch klingt“, sagt Julia. Zu dieser Familie gehören auch die ehemaligen Studenten, die inzwischen in großen Unternehmen arbeiten und im Alumni-Verein organisiert sind. „Wer einen Praktikumsplatz oder einen Job sucht, der ruft einfach einen Ehemaligen an und fragt, ob es sinnvoll ist, sich zu bewerben.“

Die HHL kümmert sich darum, ihren Studenten Kontakte für einen erfolgreichen Berufsstart zu vermitteln: Jedes Jahr präsentieren sich etwa dreißig Firmen in der HHL den Studenten, rechtzeitig vor dem Studienabschluss erstellt die Hochschule ein Jahrbuch mit Kurzdarstellungen der Studenten, das an mehr als 600 Unternehmen verschickt wird.

Wer von diesem idealen Umfeld profitieren will, muss pro Semester 4000 Euro Studiengebühren zahlen. Julia hatte Glück, sie bekam das Geld von ihrer Mutter, die meisten ihrer Kommilitonen mussten einen Kredit aufnehmen. Aber die Schulden, die sich so nach vier Semestern anhäufen, beunruhigen die Absolventen kaum. „Sie sind alle entspannt, weil sie wissen, dass sie einen guten Job bekommen werden.“ Nach einer Statistik der HHL liegt das durchschnittliche Jahres-Einstiegsgehalt ihrer Absolventen rund 11 000 Euro höher als das jener Studenten, die von einer staatlichen Uni kommen.

Trotz der wirtschaftlich schwierigen Lage scheint für Absolventen der HHL der Weg nach oben programmiert zu sein. Julia bekam

schon vor ihrem Diplom ein Angebot von einer amerikanischen Unternehmensberatung, bei der sie seit März arbeitet. Die Firma hatte einige Bewerber zu einem Eignungstest eingeladen, die im Team einen Ausweg aus einer Problemsituation finden sollten. Für Julia war das einfach: Im Studium hatte sie gemeinsam mit ihren Kommilitonen oft Lösungsvorschläge für reale Unternehmensprobleme entwickelt. „Wenn man so etwas schon trainiert hat, ist man in der Bewerbungssituation einfach souveräner“, sagt Julia, „wahrscheinlich haben sie mich deshalb genommen.“

 Mehr zur HHL unter: www.hhl.de



Julia ist seit März Unternehmensberaterin.

WER WILL TAUSCHEN?

Heidemarie Schwermer (62) arbeitete früher als Lehrerin und Psychotherapeutin. Vor acht Jahren entschloss sie sich, ohne Geld zu leben. Wir trafen sie in einem Büro in Dortmund, in dem sie sich tagsüber aufhalten kann.

Interview: Jan Keith
Foto: Dominik Asbach



Mit einem gesunden Selbstvertrauen: Heidemarie Schwermer.

Frau Schwermer, wie fühlt sich ein Fünfeuroschein an?

Keine Ahnung. Ich fasse niemals Geld an.

Wie zahlen Sie dann Ihr Essen oder Ihre Miete?

Ich hüte Häuser von Leuten, die verreist sind, oder passe auf Kinder auf, wenn ihre Eltern ausgehen möchten. Dafür bekomme ich ein Bett, ein Abendessen und ein Frühstück. Ich übernachte jeden Tag woanders. Essen hole ich mir oft bei einem Bioladen, der verschenkt die älteren Produkte, die keiner mehr kaufen will.

Warum leben Sie ohne Geld?

Zuerst war es ein Selbstversuch. Ich wollte beweisen, dass das geht. Dann merkte ich, wie sehr ich durch diese Lebensform gewinne. Seitdem lebe ich nur vom Tausch.

So sind Sie immer abhängig von anderen Leuten.

Am Anfang hatte ich auch das Gefühl, dass ich den Menschen zur Last falle. Aber jetzt fühle ich mich viel unabhängiger als früher. Ich kann machen, was ich will, und mir jeden Morgen überlegen, was ich heute tun werde. Geld isoliert. Wenn ich jetzt etwas haben will, muss ich immer verhandeln, dabei lerne ich viele lebenswürdige Menschen kennen. Ich habe mir in den acht Jahren ein großes Netzwerk von Menschen aufgebaut, die mir helfen.

Haben Sie manchmal das Gefühl, andere auszunutzen?

Nein. Ich bringe ja immer eine Gegenleistung. Jeder kann etwas, was einem anderen nützt.

Kann dann auch ein 18-Jähriger ohne Geld leben?

Natürlich. Junge Menschen können so viel anbieten: Wohnung renovieren, beim Umzug helfen oder Englischunterricht geben.

Wie müsste man ein Leben ohne Geld planen?

Von heute auf morgen geht das nicht. Zuerst sollte man versuchen, mit wenig Geld zu leben. Dann muss man sich überlegen: Brauche ich noch eine Wohnung? Wo kann ich Essen bekommen? Man sucht nach Tauschringen, baut sich ein Netzwerk auf. Ir-

gendwann kommt der Zeitpunkt, an dem man endgültig ohne Geld leben kann. Und man muss sich etwas suchen, das man tun möchte. Ich zum Beispiel habe ein Buch geschrieben, halte Vorträge, kümmere mich um alte Damen, die einsam sind und berate Menschen. Man muss etwas Sinnvolles finden. Sonst funktioniert das Leben ohne Geld nicht.

Mit welchen Schwierigkeiten muss man rechnen?

Manche Leute, die einem etwas Materielles anbieten, behandeln einen von oben herab. Da kann es schnell passieren, dass man sich erniedrigt fühlt. Ein 18-Jähriger, der sich für dieses Leben entscheidet, sollte nicht schüchtern sein und ein gesundes Selbstbewusstsein haben.

Kann ich ohne Geld leben und trotzdem auf Partys oder ins Kino gehen?

Natürlich. Eine Zeit lang wollte ich unbedingt ins Theater. Beim Tauschprojekt „Gib und Nimm“, wo ich engagiert bin, kannte ich einen Beleuchter. Der hat mich öfter mitgenommen, zu ihm nach oben an die Lichtenlage. Ich hatte den besten Blick auf die Bühne. Und ich habe eine Sauna gefunden, wo ich kostenlos hinkann. Alles, was ich machen möchte, kann ich machen.

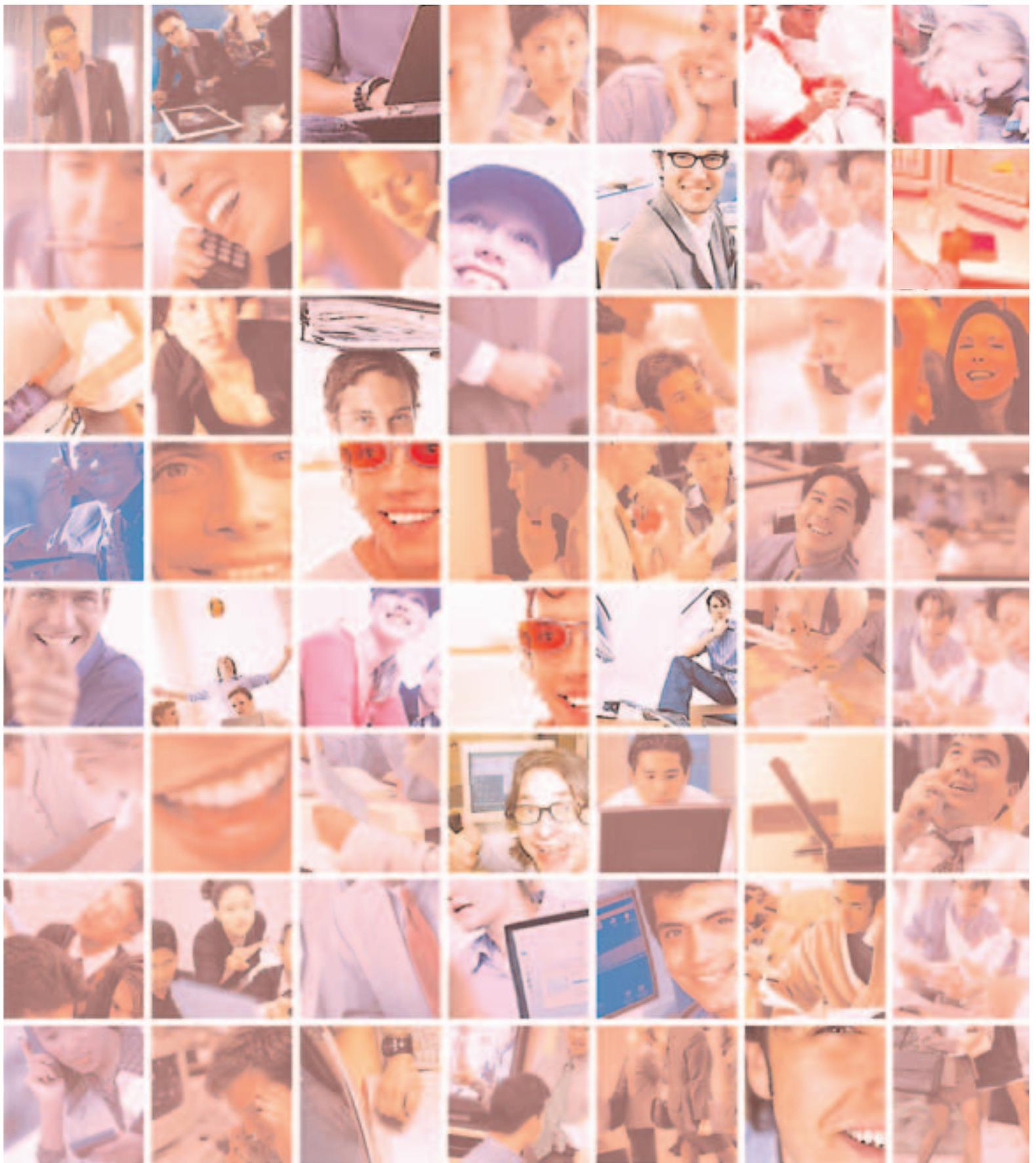
Aber man muss die richtigen Leute kennen.

Stimmt. Das braucht ein bisschen Zeit, aber es klappt.

Was machen Sie, wenn Sie mal die Treppe runterfallen? Sie sind ja nicht krankenversichert.

Das ist schwierig. Ich war acht Jahre nicht beim Zahnarzt und zwanzig Jahre nicht bei einem normalen Arzt. Zum Glück war ich bisher fast noch nie krank. Wenn ich mir etwas brechen würde, wüsste ich nicht, was ich machen sollte. Beim Treppensteigen bin ich jedenfalls sehr vorsichtig.

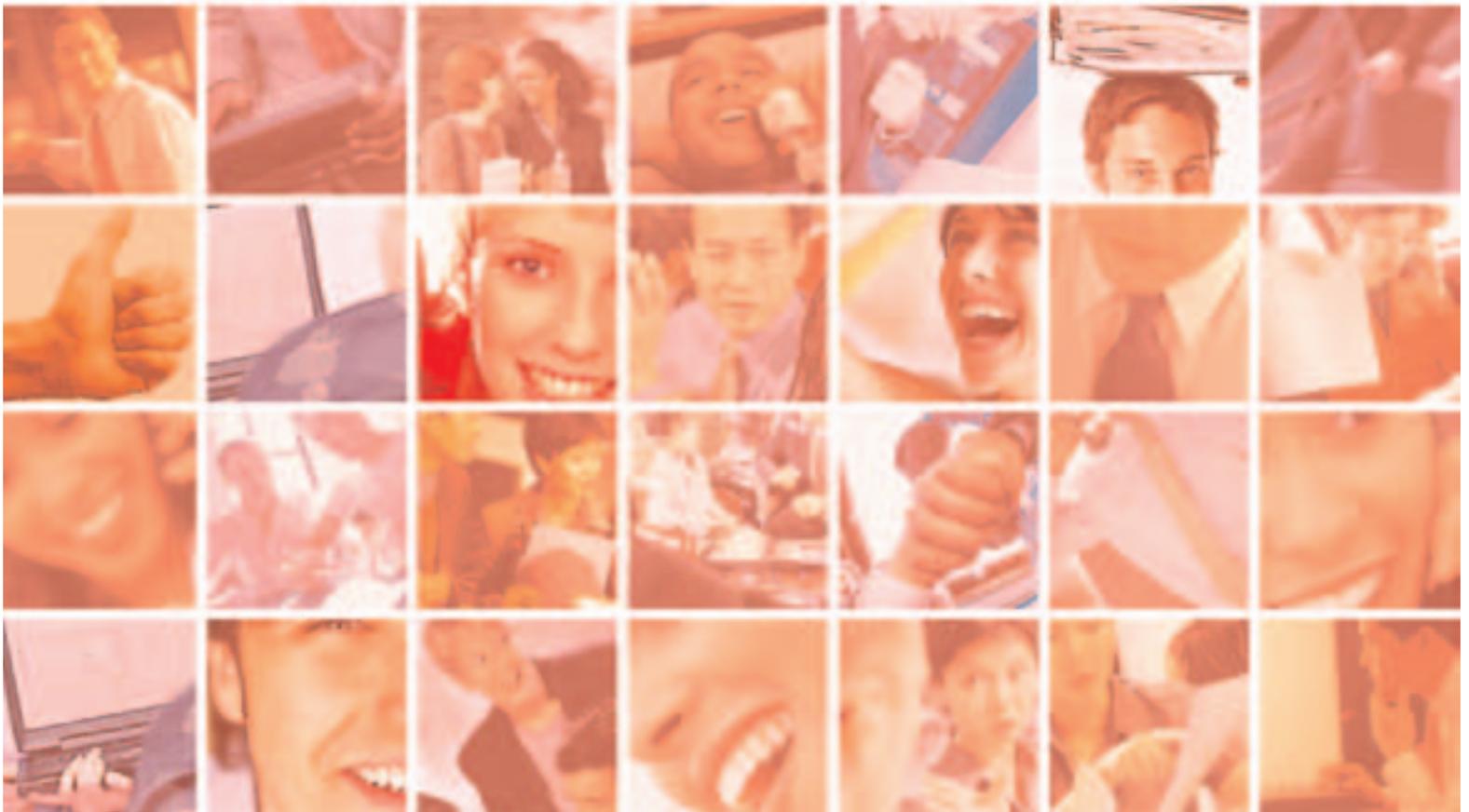
👉 Mehr Informationen unter: www.free.de/gibundnimm





Die Ich-Experten

Wer lange vergeblich Arbeit sucht, hat sicher andere Sorgen, als über seinen Traumberuf nachzudenken. Hauptsache, er verdient Geld. Wer allerdings die ersten Schritte in die Berufswelt noch vor sich hat, den bewegen vermutlich andere Vorstellungen. Die decken sich selten mit dem, was Fachleute aus Politik und Wirtschaft empfehlen.



Text: Dirk von Gehlen

Es ist ein erhabenes Gefühl der Freiheit. Keine Verpflichtungen, keine Bio- oder Lateinstunden, keine Hausaufgaben mehr. Die Schule liegt hinter dir. Deine Zukunft breitet sich vor dir aus wie ein weißes Blatt Papier, das du nach deinen Regeln und Wünschen beschreiben darfst: Du könntest um die Welt reisen, studieren, ein Buch schreiben oder Bäume pflanzen. Du könntest in eine Altbau-WG nach Berlin-Mitte ziehen oder auf einem Bauernhof arbeiten. Es ist deine Zukunft.

Es gibt Menschen, die sich täglich mit der Zukunft befassen – auch mit deiner: Politiker machen Pläne und du musst dich auf das

**Gearbeitet wird
im Büro, die
Kollegen sind
nett bis nervig.**



einrichten, was sie Agenda oder Konzept nennen. Das, was du auf dein weißes Blatt Papier schreiben könntest, wird von Ihnen behandelt, als wäre es ein inhaltsleerer Vorgang. Ihnen geht es nicht um Berufe oder Berufung, ihnen geht es lediglich um Beschäftigung. Nicht zufällig ist von „Beschäftigungspolitik“ die Rede. Ganz so, als wäre ein Beruf eine bloße Tätigkeit, um die Zeit zwischen Frühstück und Abendessen totzuschlagen. Ganz so, als wäre nur wichtig, dass gearbeitet wird, und nicht mehr, was. Was sich gerade noch erhaben und einmalig anfühlte, wird so gewöhnlich und eintönig. Die immer gleichen Stationen werden dir auf deinem Papier vorgezeichnet: Schule, Ausbildung, Studium, Beruf, Rente. Wenn nichts dazwischenkommt, wird aus dem, was ein großer Lebensplan sein könnte, ein kleines Wort mit begrenzter Haftung: das Normalarbeitsverhältnis, dein fester Arbeitsplatz.

Die meisten Väter – und manchmal auch Mütter – in Familienserien im Fernsehen arbeiten so: Sie stehen morgens um sieben Uhr auf, gehen zur Arbeit und kommen am späten Nachmittag wieder nach Hause. „Nine to five“-Job nennt man das. Ihre Arbeitszeit wird aufgeschrieben, vielleicht auf einer Stempelkarte, vielleicht notiert sie ein Computer. Jeden Tag. Fünf Tage die Woche. Die Abende gehören der Familie und den Freunden. Die Wochenenden auch. Gearbeitet wird in einem Büro, die Kollegen sind nett bis nervig und im Sommer fahren alle in den Urlaub.

Im wirklichen Leben gewöhnen sich viele Arbeitnehmer gerade an andere Tagesabläufe: Flexibilität und Vertrauen sind die Stichworte, die die Arbeitswelt radikal verändern. Zum einen gibt es in vielen Firmen so genannte Arbeitszeitkonten, auf denen Überstunden wie Geld auf einem Sparbuch gespart und später in

Freizeit getauscht werden. Zum anderen haben einige Firmen die so genannte Vertrauensarbeitszeit eingeführt. Bei Siemens Deutschland arbeiten zum Beispiel 50 000 der 180 000 Beschäftigten so: Sie haben keine Stempelkarten, sie müssen ihre Arbeitszeit gar nicht erst aufschreiben. Wichtig ist nur, dass ihre Arbeit pünktlich erledigt wird – zur Not in der Freizeit. Aus der Siemens-Personalabteilung heißt es dazu: „Unsere Mitarbeiter haben Laptops, mit denen sie auf das Firmennetz zugreifen können. Sie stecken sie im Hotel oder zu Hause in die Steckdosen und dann arbeiten sie.“ Ein besonderes Gefühl der Freiheit, selber entscheiden zu können, wann man arbeitet? „Eine gefährliche Freiheit“, sagt Hartmut Seifert, Leiter des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts der Hans-Böckler-Stiftung (WSI). Er spricht von einer „stillen Revolution“ auf dem Arbeitsmarkt. Offensichtlich wird durch

die Vertrauensarbeitszeit ein Teil des unternehmerischen Risikos auf die Beschäftigten verlagert, ohne sie an der Risikoprämie des Unternehmens zu beteiligen. Was frei und selbst bestimmt klingt, kann in Wahrheit zur Abschaffung der Freizeit führen.

Man entfernt sich zwar körperlich vom Arbeitsplatz, aber der Job kommt immer mit. Das Gefühl der Freiheit und der Selbstbestimmung wird getauscht gegen die Freiheit der permanenten Arbeit. „Gesteuerte Autonomie“ nennt Eckart Hildebrandt diese zwiespältige Freiheit. Der Politikwissenschaftler ist Mitautor einer Studie, in der in diesem Frühjahr die Auswirkung von Arbeitszeitkonten untersucht wurde. In dem Prinzip, Mehrarbeit anzusparen und später als Freizeit auszugleichen, sieht Hildebrandt eine „Vereinnahmung der Beschäftigten durch die Unternehmen“. Für die Studie hatten die Forscher des Wissenschaftszentrums für Sozialforschung in Berlin 15 Manager und über siebenzig Beschäftigte in fünf Firmen nach dem Sinn von Arbeitszeitkonten befragt. Das Ergebnis ihrer Untersuchung: Wenn der gewohnte Tagesablauf verändert wird, zum Beispiel durch Überstunden, nutzt das vor allem den Firmen. Der Alltag der Angestellten „gerät unter einen enormen Organisations- und Gestaltungsdruck“, erklärt Hildebrandt. „Flexible Arbeitszeitmodelle führen weder automatisch zu höherer Zeitsouveränität noch zu höherer Lebensqualität.“

Soll man mehr arbeiten oder sollen mehr arbeiten?

In Deutschland sind derzeit mehr als vier Millionen Menschen arbeitslos. Trotzdem sollen die, die einen Job haben, mehr Arbeit erledigen. In Politik-Talkshows und in den Nachrichten wird häufig die Forderung gestellt: Mehr arbeiten! Das „mehr“ bezieht sich nicht auf mehr Menschen, sondern auf ein Mehr an Stunden: „Wir müssen unsere wöchentliche Arbeitszeit um bis zu drei Stunden verlängern“, forderte zum Beispiel Edmund Stoiber unlängst. Dass in einigen Bereichen bereits nach dem Prinzip der Vertrauensarbeit gearbeitet wird, dass ein Zählen der Arbeitsstunden also gar nicht mehr überall greift, sagte Stoiber nicht.

Mehr Arbeit verlangt auch der Ökonom Hans-Werner Sinn. Er ist Chef des Instituts für Wirtschaftsforschung (ifo) in München und will, dass Arbeitnehmer rund zehn Prozent mehr arbeiten, ohne dafür mehr Lohn zu bekommen. Nur so, sagt Sinn, könnten



Niemand fragt danach, wann sie kommen und gehen. Das klingt nach erhabener Freiheit.

die Lohnnebenkosten sinken. Diese Lohnnebenkosten sind deshalb so häufig in den Nachrichten, weil sie offenbar dazu führen, dass neue Arbeitsplätze nicht in Deutschland, sondern im Ausland geschaffen werden. In anderen Ländern sind nicht nur die Löhne niedriger. Dort müssen die Arbeitgeber zusätzlich zum Gehalt ihrer Angestellten weniger Geld für Krankenversicherung und Steuern bezahlen. Ein Wettbewerbsnachteil für Deutschland. Aber der Standort Deutschland hat noch ein weiteres Problem: Seine Bewohner sind zu alt. In nicht mal dreißig Jahren wird jeder, der hier arbeitet, mit seinem Gehalt für einen Rentner aufkommen müssen. Derzeit finanzieren zwei Arbeitnehmer die Pension eines Ruheständlers. Weil die Menschen aber immer älter werden und immer weniger Kinder zur Welt kommen, wird sich das Verhältnis in den nächsten Jahren weiter verschlechtern. Es sei denn, mehr junge Menschen würden in Deutschland arbeiten und in die Rentenkasse einzahlen. Dabei ist es egal, ob sie hier geboren wurden oder nach Deutschland einwandern.

Eine Expertenkommission der Bundesregierung hat sich im vergangenen Jahr aber eine Lösung ausgedacht, die vor allem auf etwas an-

deres setzt: Die Menschen sollen später in Rente gehen – statt wie bisher mit offiziell 65 Jahren in Zukunft erst mit 67 Jahren. Gesundheitsministerin Ulla Schmidt (SPD) nannte diesen Vorschlag „vernünftig“.

Aber schau dich mal um: Deine Eltern und Großeltern sind wahrscheinlich schon einige Zeit im (Vor-)Ruhestand, wenn sie 65 Jahre alt werden. Auch in den Familien deiner Freunde wirst du kaum jemanden finden, der mit 65 Jahren noch arbeitet. Im Durchschnitt gehen deutsche Arbeitnehmer über zwei Jahre vor ihrem 65sten Geburtstag in Rente. Dass viele Politiker trotzdem von der Rente mit 67 reden, hat einen einfachen Grund: Wer länger arbeitet, nimmt seine Rente später und wahrscheinlich nicht so lange in Anspruch. Das soll die Rentenkassen entlasten. Trotzdem schicken viele Firmen ihre Arbeitnehmer schon vor dem 65sten Geburtstag in Rente.

Für deine Zukunft gibt es nur einen Experten: dich selber.

Zu den Zahlen, die Politiker in der Öffentlichkeit gern benutzen, gehört auch die der Ich-AGs. Sie wird von Politikern häufig genannt, um mehr Selbstständigkeit zu fordern: Mehr als 40 000 Menschen haben im vergangenen Jahr eine so genannte Ich-AG gegründet. Diese Menschen sollen ihr Leben wie eine Firma steuern. Sie haben sich mit staatlicher

Hilfe selbstständig gemacht – mit unternehmerischen Risiken und mit mehr Verantwortung, zum Beispiel für die eigenen Arbeitszeiten. Niemand fragt danach, wann sie kommen und gehen. Das klingt nach erhabener Freiheit. Die beruhigende Routine eines „Nine to five“-Jobs werden die Ich-AG-Gründer aber nicht erleben. Sie müssen erst mal selber sehen, wie sie ihr Frühstück und ihr Abendbrot zahlen können, wenn sie keine Aufträge haben. Oder wenn sie krank sind. Eigenverantwortlich sein heißt auch, sich zunächst selbst helfen müssen. Plötzlich wirkt das weiße Blatt wie ein unübersichtliches, viel zu großes Feld, das du allein bearbeiten musst. Aus der Freiheit ist eine Verpflichtung geworden.

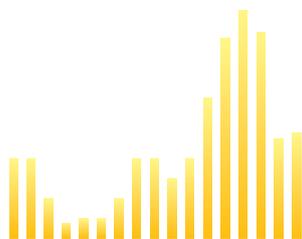
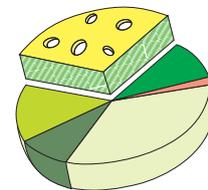
Das Stimmengewirr, das aus den Medien zu dir dringt und dir Tipps für die Zukunft der Arbeit, deiner Arbeit, gibt, ist schwer zu verstehen. Jedes neue Konzept, jede neue Agenda hinterlässt Ratlosigkeit und taugt kaum zur Orientierung. Das muss vielleicht aber gar nicht sein. Denn was als Masterplan und Königsweg verkauft wird, ist meist nicht mehr als ein Vorschlag. Eine Variante, wie du es auch machen kannst. Manchmal durchdacht und klug, manchmal aber auch nur dazu da, eine Talkshow zu füllen oder einen Politiker in die Nachrichten zu bringen. Die Entscheidung, was du tust, liegt zunächst mal bei dir. Denn für deine Zukunft gibt es nur einen wirklichen Experten: dich selber.



Treffen sich Bond, Einstein und Düsentrieb ...

Der „Unternehmer des Jahres“ erzählt in Schulklassen, wie er wurde, was er ist. Und wie der Wirtschaftsunterricht sein muss, damit jeder werden kann wie er.

Text: Tobias Moorstedt Illustration: Alexandra Rusitschka



Dann läutet die Glocke. Surrend springt der Videobeamer an. Die grüne Wandtafel verschwindet hinter bunten Bildern. Es ist neun Uhr dreißig, die zweite Schulstunde. Im Raum 203 des Nymphenburger Gymnasiums in München sitzen sechzig Schüler der Kollegstufe, manche haben abwartend die Arme verschränkt, ein paar gähnen noch. Vor der beleuchteten Tafel steht ein älterer Herr im Anzug, mit Krawatte und Einstecktuch, und wartet darauf, dass Ruhe einkehrt. „Guten Morgen. Ich weiß, es ist früh, aber ich bin auch schon seit Stunden unterwegs“, sagt August-Wilhelm Scheer, Professor für Wirtschaftsinformatik in Saarbrücken und Gründer der Softwarefirma IDS Scheer. Der 62-Jährige spricht an diesem Tag vor den Schülern über Tugenden und Ziele für das neue Jahrtausend und darüber, was passiert, wenn man sein Leben selbst in die Hand nimmt. Er sagt: „Meine Karriere war so nicht geplant. Aber mir geht es gut.“

August-Wilhelm Scheer ist Berater der Bundesregierung, seine 1984 gegründete Firma machte 2003 über 200 Millionen Euro Umsatz und ist an der Börse und in fünfzig Ländern vertreten. Im Jahr 2003 wurde Scheer von den Wirtschaftsprüfern von Ernst & Young zum „Entrepreneur des Jahres“ ernannt, weil

„er Mut und Willen zum Erfolg“ gezeigt habe. Um „Wirtschaft zu erklären und für unternehmerisches Denken zu werben“, tourt Scheer nun durch deutsche Schulen und erzählt aus seinem Leben. „Der Entrepreneur von morgen“, heißt das Programm. Das Wort „Entrepreneur“ muss er bei seinen Vorträgen jedoch erst einmal übersetzen. Auch in München können viele Schüler mit dem Begriff nichts anfangen, ein Mädchen sagt, sie habe das Wort schon einmal gehört, auf MTV. „Auf Deutsch“, sagt Scheer, „bedeutet das Unternehmer, aber es ist nicht auf die Wirtschaft beschränkt.“

„Wirtschaft nimmt immer größeren Einfluss auf das Leben der Menschen“, sagt Scheer. „Es ist deshalb notwendig, wirtschaftliche Zusammenhänge zu kennen und zu verstehen.“ In Bayern zum Beispiel wird Wirtschafts- und Rechtslehre bereits seit 1976 unterrichtet. Und auch in anderen Bundesländern ist Wirtschaft Thema im Unterricht. Trotzdem fehlt es in Deutschland offenbar an ökonomischem Grundwissen. Laut einer Studie der Universität Koblenz verstehen rund fünfzig Prozent der 17- bis 27-Jährigen Begriffe wie Globalisierung, Aktienrendite oder Standortfaktor nur sehr eingeschränkt. Schlechte Nachrichten für eine Gesellschaft, in der Arbeitnehmer ihre Per-

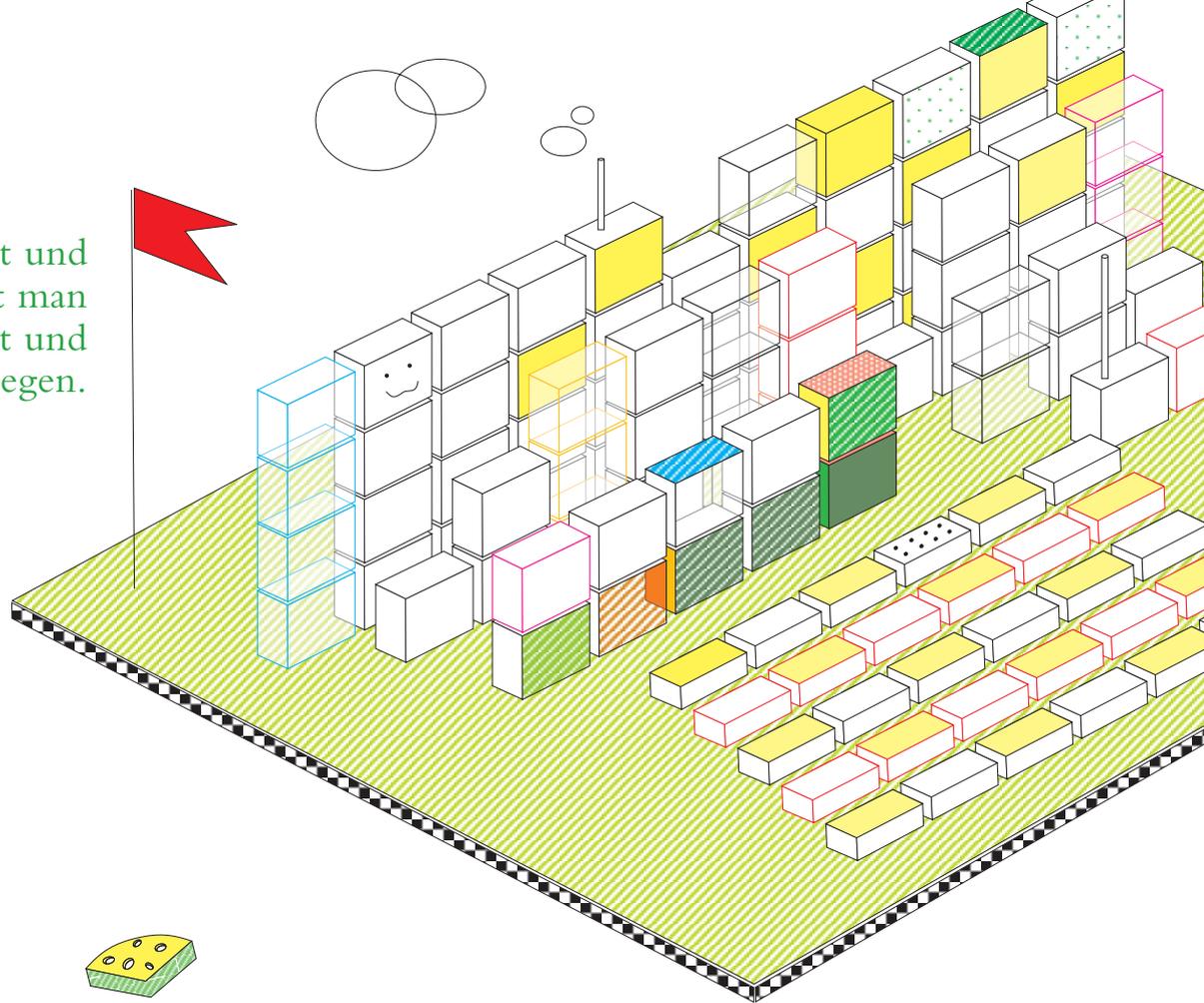
**Diplomatisches Geschick,
Intelligenz, Mut und
Kreativität – mehr braucht
es nicht für die Karriere.**

sönlichkeit und ihre Fertigkeiten selbstständig auf dem freien Markt vermarkten sollen, als Ich-AG, als Unternehmer eben.

Wirtschaftsvertreter fordern deshalb schon seit langem eine Reform des Wirtschaftsunterrichts. Die Deutsche Industrie- und Handelskammer etwa schlägt in einer Studie vor, die Schüler mit „Aufgaben aus der beruflichen Praxis“ zu konfrontieren, etwa mit „der Erstellung kurzer Berichte“ oder dem „Verfassen englischer Geschäftsbriefe“. Es sei außerdem „Kernaufgabe der Schule, junge Menschen mit dem Leistungsgedanken vertraut zu machen“. Wie sich die Forderung nach „mehr ökonomischer Bildung“ jedoch mit klassischen Hauptfächern wie Deutsch und Mathematik verträglich ist, im Kontext der anstehenden Bildungsreformen noch offen.

Besonders beliebt ist das Fach Wirtschaft ohnehin nicht. „Es ist schon interessant, aber auch ein schlimmer Theoriehaufen“, meint zum Beispiel Beatrice Baumann, 18 Jahre, Kollegstufe, Leistungskurse Wirtschaft und Mathe-

In Sport und Musik lernt man Kreativität und Siegen.



matik. „BWL, VWL und BGB – wenn man nur die Regeln kennt, hilft das auch nicht groß weiter.“ Das vergangene Schuljahr hat Beatrice an einer Highschool in Vancouver verbracht, dort „stand Business total im Mittelpunkt“, erzählt sie, „aber nicht als graues Zahlenwerk, sondern ganz anschaulich, durch ei-

ne tägliche Zeitungsanalyse zum Beispiel“. August-Wilhelm Scheer langweilt sein Publikum nicht mit Paragraphen, Daten und Zahlen. „Durch Storytelling“, meint der Professor, „kann man das Lebensgefühl und die Tugenden eines Unternehmers viel besser vermitteln.“ Und dann erzählt Scheer den Schülern einen Wirtschaftsthiller, berichtet von einem abenteuerlichen Leben, von Reisen, fremden Kulturen, weltweiten Aktivitäten und unvermeidbaren Risiken. „Unternehmertum ist eine Geisteshaltung“, sagt Scheer. „Wie gestaltet man sein Leben. Passiv oder eben lieber aktiv?“ Zu diesen Worten flimmern Bilder über die Tafel: Der erste Firmensitz, ein kleines Einfamilienhaus, das nächste Bild zeigt das Ende der Erfolgsgeschichte, einen Industriekomplex. August-Wilhelm Scheer wendet sich an die Schüler: „Man braucht auch Unternehmer, um die hochwertigen Jobs zu schaffen, die Sie vielleicht mal haben wollen.“ Am Gymnasium Nymphenburg findet August-Wilhelm Scheer ein begeisterungsfähiges Publikum. „Was raten Sie Schülern, die eine Idee für eine Firma haben?“, fragt ein Schüler. Und: „Kann man Unternehmertum an der Schule lernen?“ Scheer antwortet: „Unternehmertum kann man nicht durch Lehrbücher vermitteln. Es braucht auch bestimmte

Charaktereigenschaften wie Sieger- und Erobererwillen.“ Dann lässt Scheer wieder Bilder sprechen. Auf der Tafel erscheinen drei Fotos und eine Zeichentrickfigur. „Das wäre das absolute Dreamteam für ein Unternehmen“, meint Scheer und zeigt auf die Bilder, „Albert Einstein, James Bond, Daniel Düsentrieb und Willy Brandt.“ Denn eine erfolgreiche Karriere verlangt viele Eigenschaften: Intelligenz, Mut, Kreativität und diplomatisches Geschick. „Wissen veraltet immer schneller und wird somit unwichtiger“, sagt Scheer, „die Schulen müssen stärker Erkenntnisse, Werte und auch das Wollen vermitteln.“ Mit Projektarbeit, Powerpoint-Präsentationen und kreativen Aktionen. „Wir brauchen keine Kopfnoten für Betragen, sondern für Sozialkompetenz und Engagement.“ Auch Sport und Musik sind nach Ansicht des Managers wichtige Schulfächer: „Hier lernt man Kreativität und Siegen.“ Derartige „Skills“ könne man sich jedoch nicht durch Auswendiglernen aneignen. „Die Noten sind nicht alles“, sagt Scheer den Schülern zum Abschied. Er selbst hatte zwei Vierer im Abiturzeugnis und meint, es habe nicht geschadet. August-Wilhelm Scheer sagt: „Alles Gute für Ihre Zukunft. Ich fliege jetzt nach Amerika.“ Die Schüler bleiben sitzen. Dann läutet die Glocke.



August-Wilhelm Scheer, 62, ist Direktor des Instituts für Wirtschaftsinformatik an der Universität Saarbrücken und mehrfacher Buchautor. Er ist verheiratet und hat drei Kinder.

Herr der Dinge



Geld auszugeben macht Spaß – selbst dann noch, wenn man eigentlich keines mehr hat. Gemachte Schulden zurückzuzahlen ist schon nicht mehr so lustig. Aber es ist zu schaffen, sogar, wenn es um 20 000 Euro geht.

Text: Julia Landvogt Foto: Gerald von Foris

Andreas Hilgart erzählt seine Geschichte, ohne zu lächeln. Vielleicht, weil er jeden Tag 14 Stunden arbeitet und einfach zu erschöpft ist. Vielleicht, weil er viele tausend Euro Schulden hat und es ihm daher schwer fällt, einen Grund zum Lächeln zu finden. Andreas Hilgart hat in sechs Jahren insgesamt 20 000 Euro ausgegeben, die er nicht besaß und die er daher jemandem schuldet: Versicherungen, Versandhäusern, der Telekom, verschiedenen Banken.

Der 25-jährige Münchner sitzt auf der Eckcouch in der Wohnung, in der er zusammen mit seiner Freundin Stephanie und deren zweijährigem Sohn Stephan wohnt. Er sieht meist zu Boden, während er redet, er erzählt seine Geschichte nicht gern. Aber er spricht trotzdem – um andere zu warnen. Sein Rat klingt einfach: „Seid nicht so dumm wie ich. Gemacht sind Schulden schnell, der Weg wieder raus aus dem Schlamassel ist aber so schwer, dass man es kaum beschreiben kann.“ Andreas Hilgart wirkt ruhig, die Panik, die Ausweglosigkeit, die er einmal empfand, sind nicht mehr zu spüren. Aber er erinnert sich daran. An die Angst, den Briefkasten zu öffnen – es könnten neue Rechnungen gekommen sein. Er hat auch die Scham nicht vergessen, die er wegen seiner Schulden empfand und darüber, dass er sein eigenes Leben nicht mehr im Griff hatte. „Ich kann Menschen verstehen“, sagt er daher, „die sich wegen ihrer Schulden umgebracht haben.“ Er selbst hat einen Weg gefunden, weil er irgendwann seine Scham überwand und seine Probleme jemandem anvertraute, der ihm helfen konnte. In seinem Fall war das die Schuldnerberatung der Arbeiterwohlfahrt.

Begonnen haben seine Probleme mit dem Geld, als er 18 Jahre alt war: Er kaufte sich einen gebrauchten BMW für 5 500 Euro, finanziert von der BMW Bank. 1 000 Euro blieben ihm damals von seinem Lohn zum Leben, 105 Euro davon musste er monatlich an die Bank zurückzahlen. Das ging. Ein Jahr später träumte er von einem Motorrad. Die Maschine kostete 2 500 Euro, er nahm seinen Dispokredit in Anspruch. Das heißt, er konnte mit Erlaubnis der Bank sein Konto überziehen – zu sehr hohen Zinsen, doch das wusste er damals nicht. Auch diesen Kredit begann er sofort in Raten zurückzuzahlen, 50 Euro monatlich.

„Ich hatte eine günstige Wohnung, ich konnte mir das leisten. Es wäre gut gegangen.“ Wäre. Dann verliebte er sich und zog mit seiner Freundin zusammen. Das Paar genoss das Leben. Sie gingen viel aus, verreisten. „Meine Freundin war in der Ausbildung und verdiente nicht viel. Als ihr Dispokredit von 750 Euro ausgeschöpft war, habe ich eben bezahlt.“ Die Freundin machte den Führerschein, sie kauften Möbel und fünf Aquarien – sie sind Andreas Hilgarts Hobby. Er sprach mit seinem Vater über seine Ausgaben, damals traute er sich noch. Er hatte rund

10 000 Euro Schulden. Sein Vater riet ihm, alle Kredite über eine Bank laufen zu lassen. „Um den Überblick zu behalten.“

175 Euro zahlte das Paar monatlich ab. Auch die neue Bank erlaubte ihnen, das Konto um 500 Euro zu überziehen. Sie machten sich keine Sorgen: Sie hatten sich dem Problem ja gestellt, sie verdienten beide Geld, die Höhe der Raten war überschaubar. Doch auch der Überziehungskredit war schnell verbraucht: weil sie heirateten, einen Külschrank und eine Waschmaschine kauften. Seine Frau beendete die Lehre, verdiente mehr Geld, die Bank erhöhte den Kreditrahmen, sie konnten jetzt 2 500 Euro Schulden machen. Die Bank fragte nicht, ob sie das wollten. „Und wir haben es genommen“, sagt er. Wenig später verlor seine Frau ihren Job und die Falle schnappte zu. Andreas verdiente nun allein und versuchte zu sparen. Auch wenn er nicht genau wusste, wie. „In der Disko einen Cocktail weniger trinken? Das hätte den Braten auch nicht fett gemacht.“ Daran, zum Beispiel sein Motorrad zu verkaufen, dachte er nicht. Er bat auch seine Frau, auf das Geld zu achten. Die aber wollte weiterhin mit ihren Freundinnen shoppen gehen und lieber bei Tengelmann als bei Aldi einkaufen.

Warum er weiter Geld ausgab, das er nicht hatte? Eine richtige Erklärung dafür hat Andreas Hilgart nicht. „Ich war jung und ich war dumm. Ich dachte, ich habe einen Job, mir wird nichts passieren. Und es war schwer, weil meine Frau das Problem nicht sehen wollte.“ Nochmals wechselten sie die Bank. Die neue Bank, die das Paar trotz der damals bereits 12 500 Euro Schulden sofort nahm, räumte einen weiteren Kredit ein, 2 500 Euro. Knapp 300 Euro mussten sie monatlich

abbezahlen – aber ihren Lebensstil änderten sie nicht. Als die Bank ihnen nichts mehr geben wollte, entdeckten sie eine Zeitungsanzeige „Sofortkredit

„Ich war jung und ich war dumm. Ich dachte, mir passiert nichts.“

günstig“. Bei solchen Angeboten sind die Zinsen oft sehr hoch. Andreas hatte Glück, er geriet an ein Kreditinstitut, dessen Bedingungen moderat waren, und lieh sich 2 250 Euro. Sechs Monate später trennte er sich von seiner Frau. Kurz darauf wurde ihm gekündigt, weil seine Abteilung aufgelöst wurde. Die Wohnung konnte er sich nicht mehr leisten, er zog zu seiner Mutter. Seine Frau weigerte sich, ihren Anteil an den Kreditraten zu bezahlen, er hielt noch eine Weile durch, wollte dann aber nicht allein verantwortlich sein und stellte die Zahlungen ebenfalls ein. Er war am Ende. Sprachlos, hilflos. Er war 24 Jahre alt, hatte 20 000 Euro Schulden – und keinen Job.

Stephanie rettete ihn. Andreas lernte sie über Freunde kennen – die keine Ahnung hatten, wie groß seine Probleme waren. Stephanie und er wurden ein Paar. „Ich habe mich monatelang nicht getraut, ihr von den Schulden zu erzählen. Ich war mir sicher, so einen wie mich, den



Die Bank fragte Andreas Hilgart nicht, ob er den Kreditrahmen erhöhen wolle – sie tat es einfach. Und ihn störte es nicht.

will sie nicht.“ Mittlerweile hatte er über das Arbeitsamt einen Job gefunden, lebte in Scheidung: Sein Selbstbewusstsein wuchs, er traute sich zu reden. Und Stephanie griff ein. Sie überredete ihn, Hilfe anzunehmen, vereinbarte einen Termin bei der Schuldnerberatung. Die handelte einen Deal aus: Sechs Jahre lang zahlt Andreas 200 Euro monatlich zurück, was nach dieser Zeit nicht getilgt ist, erlassen ihm die Gläubiger. Andreas' Exfrau hat private Insolvenz angemeldet, das bedeutet: Bei ihr ist nichts zu holen. Andreas und Stefanie wissen, dass diese sechs Jahre hart werden. Andreas trägt von vier bis halb sechs Uhr morgens Zeitungen aus, als Nebenjob. Um acht beginnt seine eigentliche Arbeit als Automechaniker,

um halb sechs Uhr abends ist er wieder zu Hause. So bleiben ihm 1 150 Euro im Monat – nach Abzug der monatlichen Rate von 200 Euro. Davon muss er Miete, Versicherung und Strom bezahlen. Die Einkäufe, ein neues Paar Schuhe, Kleidung für den Sohn, zahlt Stephanie vom Erziehungsgeld und ihrem Nebenjob bei Media Markt. Was passiert, wenn die sechs Jahre vorbei sind? „Ich werde sparen, Geld für unsere Zukunft zurücklegen. Und nie wieder ein Konto mit einem Dispokredit haben“, sagt Andreas. Und lächelt, zum ersten Mal.

 Bundesweite Adressen von Schuldnerberatungsstellen:
www.forum-schuldnerberatung.de

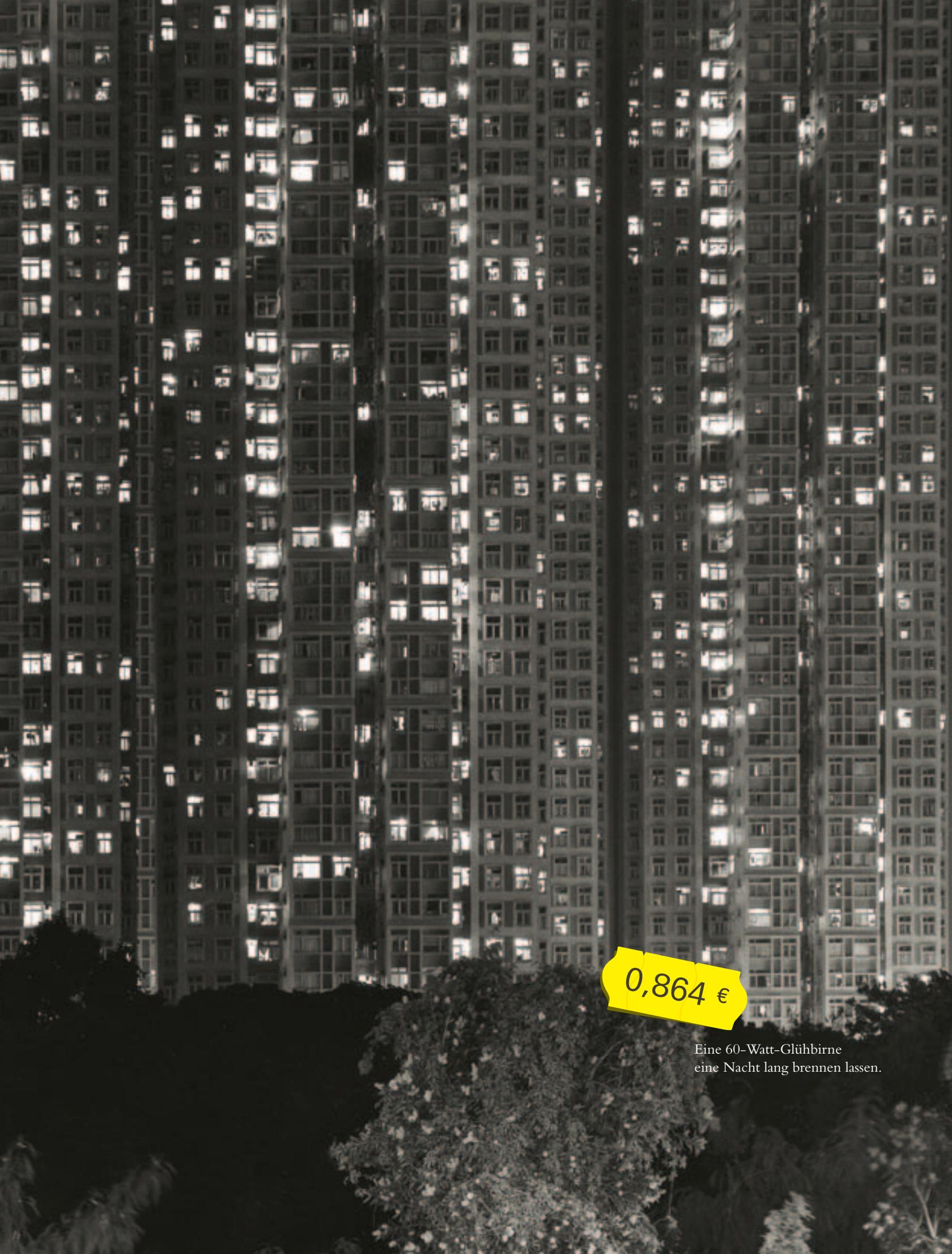


Alles hat seinen Preis

Nur welchen?

Wir haben mal nachgeschaut.

Fotos: Ulrike Myrzik und Manfred Jarisch



0,864 €

Eine 60-Watt-Glühbirne
eine Nacht lang brennen lassen.



Eine Buche für das bezahlen, was sie jedes Jahr als Wasserspeicher, Fotosynthesemaschine und Lebensraum für Tiere leistet.

855,49 €

Ein Fußballtor frei Haus geliefert kostet etwa **525 Euro**. Ein Glas Leitungswasser kostet im Bundesdurchschnitt **0,0425 Cent**. Der Materialwert eines

Blaukehlchens, vor allem das Phosphor, Kalzium und Fluor im Skelett und Federn (für Dekoration), Fleisch und Blut beträgt **1,275 Cent**. Die Stadt



Ein Jahr Strom für Lampe, Pumpe und Heizung für ein
110-Liter-Aquarium inklusive Wasserkosten
(wenn das Wasser alle zwei Wochen gewechselt wird).

77,42 €

München gibt jährlich etwa **17 Millionen Euro** für den Winterdienst aus. Die Herstellung einer 1-Euro-Münze kostet etwa **10 Cent**, davon entfallen etwas

mehr als **8 Cent** auf Materialkosten, die Prägebühren betragen **1,7 Cent** pro Euromünze. Ein Meter Radweg kostet **234 Euro**. Die Herstellungs-

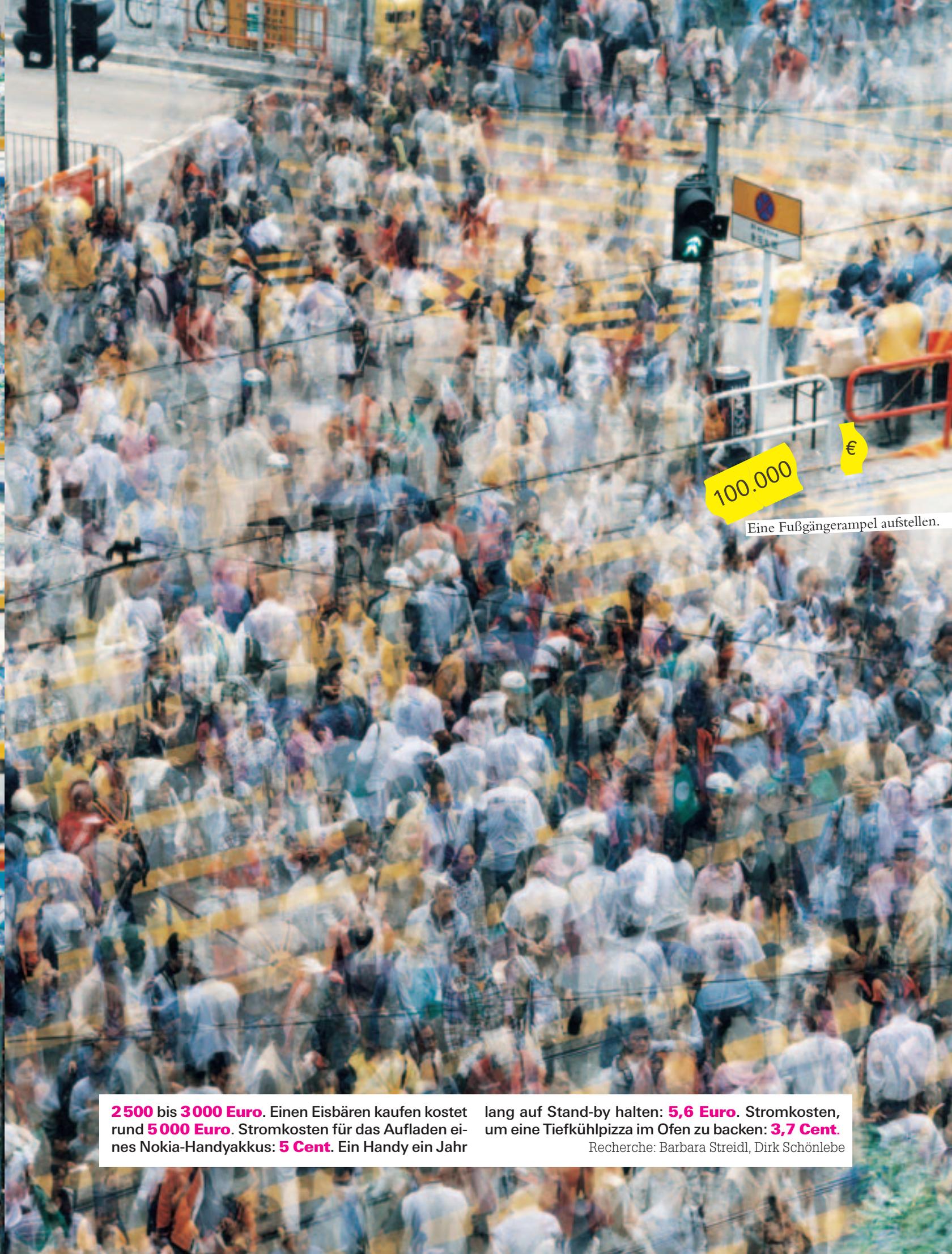


0,232 €

Leitungswasser für ein Vollbad
im Bundesdurchschnitt.

kosten eines Personalausweises: **8 Euro**. Eine Zigarette aus der Schachtel ist **16,84 Cent** wert. Davon entfallen **10,25 Cent** auf die Tabaksteuer, **2,32**

Cent auf die Mehrwertsteuer, **2,73 Cent** kosten Produktion, Werbung und Mitarbeiter, **1,54 Cent** der Handel. Ein Eisbär verfrisst im Jahr Futter für



100.000

€

Eine Fußgängerampel aufstellen.

2500 bis 3000 Euro. Einen Eisbären kaufen kostet rund **5000 Euro.** Stromkosten für das Aufladen eines Nokia-Handyakkus: **5 Cent.** Ein Handy ein Jahr lang auf Stand-by halten: **5,6 Euro.** Stromkosten, um eine Tiefkühlpizza im Ofen zu backen: **3,7 Cent.**
Recherche: Barbara Streidl, Dirk Schönlebe

Vergleichsweise

Fünf Männer beraten die Bundesregierung in Wirtschaftsfragen, man nennt sie die Wirtschaftsweisen. Vier von ihnen nahmen sich Zeit, auch uns ein paar Tipps zu geben.

Protokolle: Mathias Irle

Wie lege ich 100 Euro am besten an?

Wolfgang Wiegard: Bei regelmäßiger Anlage würde ich Anteile an einem Investmentfonds kaufen. Wenn es um einmal 100 Euro geht, würde ich das Geld in einen Kurzurlaub mit der Freundin/dem Freund „investieren“.

Jürgen Kromphardt: Einen einmaligen Betrag von 100 Euro kann man nur auf das Sparkonto tun. Wenn man jeden Monat oder einmal im Vierteljahr 100 Euro anlegen kann, dann sollte man ihn in eine Altersvorsorge, zum Beispiel die Riester-Rente, einzahlen, um sich die steuerliche Förderung zu sichern.

Bert Rürup: Die Wunschpartnerin oder den Wunschpartner zu einem guten Essen einladen und den Rest, sofern noch einer verbleibt, sparen.

Axel A. Weber: Ich würde dazu raten, sich etwas zu kaufen, das man sich schon lange kaufen wollte. Das macht Spaß und wirkt auch noch konjunkturbelebend.

Worauf soll ich bei meiner Berufswahl achten?

Wolfgang Wiegard: Persönliche Neigung und Interesse am Beruf sind am wichtigsten. Aber man kann auch ruhig drauf achten, was man damit verdienen kann.

Jürgen Kromphardt: Je besser man ausgebildet ist, desto besser stehen die Chancen am Arbeitsmarkt. Daher sollte man bei der Berufswahl darauf achten, dass man eine gute und solide Berufsausbildung bekommt, das kann vom Facharbeiterbrief bis zum Hochschuldiplom reichen. Oder dass es gute Möglichkeiten für eine künftige Weiterbildung gibt. Außerdem sollte man nicht unbedingt die Berufe wählen, die von Bewerbern überrannt werden, ohne entsprechende Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu bieten.

Bert Rürup: Die Neigung sollte schon der aus-

schlaggebende Faktor sein, allerdings führen Eignungs- und Begabungstests nicht selten zu Überraschungen.

Axel A. Weber: Man sollte sich genau über das Anforderungsprofil des angestrebten Berufs im Klaren sein und sich in einem Praktikum ein Bild davon machen. Solche Erfahrungswerte und eine realistische Einschätzung der eigenen Stärken und Schwächen sind von zentraler Bedeutung, um langfristig in einem Beruf erfolgreich zu sein.

Habe ich in einem anderen Land bessere Aussichten auf eine erfolgreiche Zukunft als in Deutschland?

Wolfgang Wiegard: Ich sehe keinen Grund, warum es im Ausland grundsätzlich besser sein sollte, jedenfalls nicht auf Dauer. Allerdings ist eine vorübergehende Auslandstätigkeit immer zu empfehlen.

Jürgen Kromphardt: Diese Frage lässt sich nicht allgemein beantworten, da sie für eine ganze Menge von Berufen negativ ausfallen dürfte, für ein paar wenige hingegen positiv. Daher mein Tipp: sich in der Jugend Sprachkenntnisse aneignen, damit man später Stellenangebote aus dem Ausland wahrnehmen kann, wenn man die Chance bekommt. Dabei soll-

te man darauf achten, nicht nur Englisch zu lernen, sondern auch eine der anderen international gebräuchlichen Fremdsprachen wie Spanisch oder Französisch.

Bert Rürup: Es gibt kein Land, in dem die Karrieremöglichkeiten von vornherein besser sind als in Deutschland. Mit Begabung, Ausbildung, Fleiß sowie Sozialkompetenz und auch Glück kann man in jedem Land beruflichen Erfolg haben.

Axel A. Weber: Deutschland ist ein guter Standort für viele Berufe. Allerdings würde in Deutschland ein bisschen mehr berufliche Dynamik nicht schaden. Die Realität zeigt jedoch, dass der „amerikanische Traum“ eines Aufstiegs vom Tellerwäscher zum Millionär oft nur zum Preis der „amerikanischen Verhältnisse“ im Bereich der sozialen Sicherung zu haben ist. Vor diesem Hintergrund halte ich die Chancen und Risiken des Berufslebens in Deutschland für durchaus ausgewogen.

Wann ist es okay, Schulden zu machen?

Wolfgang Wiegard: Gegen eine Verschuldung von privaten Haushalten oder Unternehmen spricht von vornherein nichts, wenn man einen realistischen Finanzierungsplan hat. Ganz ohne Verschuldung wird sich zum Beispiel kaum jemand ein Haus oder eine Eigentumswohnung kaufen können. Skeptischer sehe ich hingegen eine staatliche Verschuldung, weil dadurch die zukünftigen Generationen belastet werden.

Jürgen Kromphardt: Schulden sollte man auf keinen Fall machen, um laufende Ausgaben wie zum Beispiel Handyrechnungen zu finanzieren. Schulden sind nur dann gerechtfertigt, wenn es sich um eine Investition in die eigene Zukunft handelt. So ist es zum Beispiel legitim, während des Studiums oder für die Vorbereitung auf eine Meisterprüfung ein





Bafög-Darlehen in Anspruch zu nehmen. Später im Leben ist auch der Kauf einer Eigentumswohnung über Kredit in Ordnung, weil die Eigentumswohnung einen Gegenwert darstellt, der dem Kreditgeber als Sicherheit dient, so dass die Kreditzinsen relativ niedrig ausfallen.

Bert Rürup: Schuldenmachen zur Vermögensbildung, zum Beispiel um eine Wohnung oder ein Haus zu kaufen, ist okay. Allerdings sollte immer noch genügend Geld zur Verfügung stehen – trotz der Rückzahlungen –, um leben zu können. Sparen ist wichtig, sollte aber nicht zum Selbstzweck werden. Daher können auch kurzfristige Konsumschulden, wie zum Beispiel für eine Weltreise, vertretbar sein, vorausgesetzt, man hat ein sicheres und stetiges Einkommen. Mittelfristig sollte eine Regel immer gelten: Die laufenden Ausgaben – zu welchem Zweck auch immer – sollten nicht über den Einnahmen liegen.

Axel A. Weber: Schulden sind dann in Ordnung, wenn sie durch zukünftige erwartete Einkommen mit relativ hoher Sicherheit gedeckt werden. Und man sollte seinen Kindern keine Schulden hinterlassen, wenn man sich bei ihnen nicht unbeliebt machen möchte.



Der Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Lage wurde 1963 gegründet. Er hat fünf Mitglieder, die so genannten Wirtschaftsweisen, die für fünf Jahre vom Bundespräsidenten auf Vorschlag der Bundesregierung berufen werden. Die Wirtschaftsweisen legen jedes Jahr im November ihren Bericht zur Wirtschaftslage vor und machen Reformvorschläge für den Arbeitsmarkt und die soziale Sicherung.

Wir befragten:

Prof. Dr. Wolfgang Wiegand, 58, Professor für Volkswirtschaftslehre einschließlich Ökonometrie an der Universität Regensburg. Seit 2001 Mitglied, seit 2002 Vorsitzender des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung.

Prof. Dr. Dr. h.c. Bert Rürup, 60, Professor für Volkswirtschaftslehre – insbesondere Finanzwissenschaft – an der TU Darmstadt, seit 2000 Mitglied des Sachverständigenrates.

Prof. Dr. Axel A. Weber, 47, Professor für Internationale Ökonomie an der Universität Köln, seit 2002 Mitglied des Sachverständigenrates.

Prof. Dr. Jürgen Kromphardt, 70, Professor für Volkswirtschaftslehre – insbesondere Wirtschaftstheorie – an der TU Berlin. Von 1999 bis März 2004 Mitglied des Sachverständigenrates. Keine Zeit hatte leider Prof. Dr. Wolfgang Franz, 60.

Neu im Sachverständigenrat seit dem 1. März 2004: Prof. Dr. Peter Bofinger, 49.

 Informationen zum Sachverständigenrat unter: www.sachverstaendigenrat-wirtschaft.de





Was wo hängen bleibt

Eine Jacke zu kaufen ist nicht sehr kompliziert: Geld weggeben, Jacke mitnehmen. Komplizierter ist es festzustellen, woher die Jacke kommt und wohin das Geld geht. Wir haben uns erkundigt und es aufgeschrieben, in zwei getrennten Geschichten: oben die Jacke, unten das Geld.

Text: Susanne Klingner Fotos: Gerald von Foris

Die da!
Die muss es sein.
Tolle Jacke. Schönes Rot.
Neunundzwanzigneunzig
sind okay. Die waren zwar
mit fünf Stunden Kellnern
nicht allzu schnell verdient,
aber diese Trainingsjacke
muss es sein.
„Hallo.“
„Neunundzwanzigneunzig.“
„Bitte.“

Die Jacke

Diese Trainingsjacke wird einige Zeit ein hoffentlich guter Freund sein. Und bei Freunden sollte man wissen, woher sie kommen. Auf dem Schild im Kragen steht „Made in Bangladesh“ und „100 % Cotton“, „Dry flat“. Das sind die einzigen Hinweise auf die Reise, die die Jacke schon hinter sich hat.

Eine Trainingsjacke wie diese kann bis zu 15 000 Kilometer unterwegs gewesen sein, bevor sie in Deutschland im Laden liegt. Der Weg fängt mit Baumwolle an, aus der Garn gesponnen wird. Aus diesem Garn wird Stoff gemacht, anschließend wird der Stoff genäht, chemisch behandelt, möglicherweise bedruckt und dann zum Beispiel als Jacke in die Läden gebracht. In dem Land, das auf dem Schild im Kragen als Herstellerland genannt ist, wird aus den Stoffteilen die Jacke genäht.



Baumwolle wird aus den Fruchtkapseln der Baumwollpflanze gewonnen. Weil diese sehr anfällig für Schädlinge ist, setzen die Baumwollbauern Chemikalien ein, die vor allem von Großkonzernen wie der amerikanischen Firma Monsanto produziert

werden. Umweltorganisationen schätzen, dass zwanzig bis 25 Prozent der weltweiten Produktion an Dünge-, Pflanzenschutz- und Schädlingsbekämpfungsmitteln auf Baumwollfeldern versprüht werden. Und das, obwohl Baumwollfelder nur 2,4 Prozent der Weltackerfläche ausmachen.

Nach der Ernte werden die Baumwollfasern zu riesigen Ballen gepresst und in das Land transportiert, in dem aus der Wolle ein Faden und später ein Stück Stoff gemacht wird. Die wichtigsten dieser Produktionsländer sind China – besonders die Freihandelszone Hongkong – Taiwan und Südkorea. Bei der Weiterverarbeitung der Baumwolle kommen erneut Chemikalien zum Einsatz: Die Wolle wird „merzerisiert“. Das bedeutet, dass sie in konzentrierte Natronlauge getaucht wird, um sie glänzend und reißfest zu machen. Weitere chemische Verfahren schützen sie gegen Verschmutzung, machen die Baumwolle filz- und knitterfrei, bleichen und färben sie und entfernen den Geruch. Diese Prozedur heißt „veredeln“. Während des gesamten Verarbeitungsprozesses

Das Geld

29,90 Euro. Wäre es vielleicht doch besser gewesen, dafür zwei neue CDs zu kaufen? Nein, die neue Jacke ist super. Jetzt hat das Geld eben jemand anders. Wer eigentlich? 2002 gaben die Deutschen dreißig Milliarden Euro für Bekleidung aus, Deutschland ist damit Weltmeister im Kleidungsverbrauch: Im Durchschnitt kauft jeder Deutsche jährlich 26 Kilogramm Kleidung. Der weltweite Durchschnitt liegt dagegen bei gerade mal acht Kilogramm.

Es geht also um viel Geld. Die großen Textilketten wie H & M oder Zara verraten allerdings nicht, wie viel genau sie an einem Kleidungsstück verdienen. Verschiedene Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen – zum Beispiel die Kampagne Clean Clothes – haben aber Berechnungen angestellt, wer wie viel von dem Geld bekommt, das durch ein Kleidungsstück eingenommen wird. Die Jacke hat

29,90 Euro gekostet. Nach den genannten Modellrechnungen bleibt knapp die Hälfte des Geldes, bei der Jacke also etwa 15 Euro, bei der Filiale, die Ladenmiete, die Angestellten und die Mehrwertsteuer bezahlt. Was anschließend noch übrig ist, kann die Filiale als Geschäftsgewinn verbuchen.

Der Konzern, zu dem die Filiale gehört, bekommt von den dreißig Euro zwischen 7,50 und zehn Euro – in der Regel nämlich ein Viertel bis ein Drittel des Geldes. Rund drei Euro davon werden für Forschung und Design ausgegeben. 2,50 Euro sind für das Werbebudget vorgesehen. So bleiben dem Konzern von den 7,50 bis zehn Euro noch zwei bis vier Euro. Damit werden die Angestellten bezahlt. Was danach übrig ist, das ist der Gewinn, den der Konzern macht.

Auf den fast 15 000 Kilometern, die die rote Trainingsjacke auf ihrer Reise von Ost-



zesses werden für ein Kilogramm Baumwolle rund hundertfünfzig Liter Wasser verbraucht, vor allem, um die Chemikalien wieder auszuwaschen. Dennoch bleiben immer Chemierückstände, die am Ende bis zu dreißig Prozent des Gewichts des Kleidungsstücks ausmachen können.

Nach der „Veredelung“ ist das Kleidungsstück alltagstauglich und kann gut Farbe aufnehmen. Diese Farbe kommt vor allem aus Polen oder China – das sind die beiden größten Textilfarbenexporteure. Nachdem das Kleidungsstück, hier die Jacke, gefärbt wurde, kann es noch bedruckt werden. Zum Beispiel mit dem Schriftzug einer Baseballmannschaft oder dem Markennamen. Dazu wird ein Teil, bei der Jacke ein Brust- und das Rückenteil, nach Europa geschickt. In Europa wird es „beflockt“. Das heißt, ein Schriftzug aus feinen Textilflocken wird aufgetragen. Anschließend werden die beflockten Teile zurück nach Asien geschickt – im Fall der Trainingsjacke ginge es jetzt nach Bangladesch.

Der größte Teil der Kleidungsstücke, die in Europa verkauft werden, wird in Asien genäht. Neben Bangladesch geschieht das

vor allem in Südkorea, China, Indien und Taiwan. Das Garn, die Reißverschlüsse und Knöpfe, die dort verarbeitet werden, kommen aus Europa – zumeist aus Deutschland, Großbritannien oder der Schweiz. Die fertig genähte und verarbeitete Kleidung wird in Containerschiffen nach Europa transportiert. Der dafür größte Warenumschlagplatz in Asien ist Hongkong, in Europa kommen die Schiffe vor allem in Rotterdam, Antwerpen und Hamburg an. Vom Hafen wird die rote Jacke oder jedes andere Kleidungsstück mit dem Lastwagen in die Warenlager der großen Textilhändlerketten wie H & M oder Zara gebracht. Nachdem sie dort noch einmal chemisch gereinigt und anschließend gebügelt wurden, werden die Kleidungsstücke auf die letzte Etappe der Reise geschickt, die auf einem Baumwollfeld begann: Mit dem Lastwagen in die Filiale. Dort wird das Preisschild angebracht, 29,90 Euro für die Jacke. Und dann muss nur noch ein Käufer kommen.

europa, dort liegen bedeutende Baumwollanbaugelände, über Asien nach Westeuropa hinter sich gelassen hat, bleiben fünf bis elf Prozent der dreißig Euro: für Transport, Steuern und Zölle. Das bedeutet, dass Kartons, Frachter- und Lkw-Miete, Sprit und Zoll für die Reise der Trainingsjacke zwischen 1,50 Euro und 3,30 Euro gekostet haben.

Nur rund ein Achtel des Geldes, im Fall der Trainingsjacke 3,75 Euro, geht zurück in die Herstellerländer. Rund einen Euro bekommt der Fabrikbesitzer, der davon seine Angestellten und Maschinen bezahlt. Dem Fabrikbesitzer selbst bleiben rund sechzig Cent Gewinn. 2,40 Euro sind die reinen Materialkosten für die rote Trainingsjacke – das sind acht Prozent des Ladenpreises. Zum Vergleich: Für dieses Geld könnte man sich in Deutschland nicht einmal einen Meter Stoff kaufen, um sich die Jacke selbst zu nähen: In Deutschland kos-

tet ein Meter normaler Baumwollstoff im Laden zwischen fünf und zehn Euro.

Vier von fünf aller in den Textilfabriken Beschäftigten sind Frauen und Mädchen im Alter von 14 bis 25 Jahren. Sie nähen zwölf Stunden lang im Durchschnitt hundertsechzig Stücke pro Stunde und bekommen dafür vier bis fünf Euro Tageslohn. Von den dreißig Euro, die über der Ladentheke den Besitzer wechselten, erhält die junge Frau, die die Jacke genäht hat, nur 0,3 bis ein Prozent. Die Näherin verdient damit zwischen neun und dreißig Cent von den dreißig Euro, die die rote Trainingsjacke gekostet hat.



Und die Verkäuferin fragt:

„Tüte?“

„Ja, danke.“

„Zehn Cent zurück.“

Tschüss, schönen Tag noch.“

„Tschüss.“

MÄNNER PENSION

Manchmal findet man keine Ausbildungsstelle in seiner Heimatstadt. Wer trotzdem etwas lernen will, muss gehen. Wie Erik.

Text: Dana Toschner Foto: Gerald von Foris

Drei Betten, drei Schränke, drei Tische: Es ist eng in dem Zimmer. An der Wand hängen Poster von Busenwundern, ein rosafarbener Mädchenslip und an der Zimmerdecke die weiß-grüne Fahne des Freistaates Sachsen. „Da sind wir wieder“, sagt Erik Decker in tiefem Sächsisch und lässt seine Reisetasche auf den Boden fallen. Es ist Sonntagabend, seine beiden Mitbewohner sind noch nicht da. Der 18-jährige Dresdner lebt seit eineinhalb Jahren im Salesianum, dem größten Jugendwohnheim Münchens. Das Heim wird von den Salesianern Don Boscos betrieben, einem katholischen Orden, dessen Name auf den Priester Giovanni Bosco zurückgeht. Der hatte Mitte des 19. Jahrhunderts armen Kindern und Jugendlichen in Turin geholfen. Rund die Hälfte der 500 Bewohner des Salesianums kommt aus dem Osten Deutschlands. Die meisten von ihnen haben zu Hause keine Lehrstelle gefunden, München war für sie die einzige Alternative zur Arbeitslosigkeit.

Die frisch gewaschene Kleidung in Eriks Reisetasche duftet noch nach Mamas Waschmittel. Unter Sweatshirts und Hosen zieht Erik einen Umschlag hervor, in dem ein Bild seines vierjährigen Bruders Hannes steckt. „Ich vermisse ihn“, sagt Erik und hängt das Foto an die Pinnwand. Hunderte Kilometer entfernt von



Wenn er mit der Ausbildung in München fertig ist, möchte Erik zurück nach Sachsen.

seiner Familie und den Freunden zu leben ist für ihn das größte Problem. Und dann ist da noch Evi. Seit zwei Monaten hat Erik in Dresden eine Freundin, doch er kann das Verliebtsein nicht unbeschwert genießen. „Ich habe Angst, dass sie mich vergisst“, sagt er. Schon einmal hat ihn ein Mädchen wegen der großen Entfernung verlassen, wenige Wochen nachdem er nach München gegangen war. Bevor Erik, der damals 16 Jahre alt war, nach München zog, hatte er sich in Dresden vergeblich um einen Ausbildungsplatz bemüht. Feinwerkmechaniker oder Koch wollte er werden, er verschickte 35 Bewerbungen und bekam nur Absagen. Und das trotz eines ordentlichen Realschulabschlusses mit einem Durchschnitt von 2,6. Ihm wurde gesagt, dass es zu viele Bewerber gebe. „Die Firmen können auswählen und nehmen natürlich lieber Schulabgänger, die nur Einsen haben oder sogar Abitur“, sagt Erik.

Mehr als 500 000 Jugendliche unter 25 Jahren sind in Deutschland arbeitslos. Während es in

den ostdeutschen Bundesländern mehr Bewerber als Ausbildungsstellen gibt, ist die Situation in Baden-Württemberg oder Bayern umgekehrt – einige Firmen haben sogar Probleme, die offenen Stellen zu besetzen. Etwa 12 000 bis 15 000 junge Ostdeutsche suchen daher jedes Jahr ihr Glück in anderen Teilen Deutschlands. Wie Erik: „In München habe ich mich nur einmal als Feinwerkmechaniker beworben und wurde sofort genommen.“

Die meisten Jungen in Eriks Wohngruppe haben ähnliche Erfahrungen gemacht. Silvio Winter zum Beispiel. Silvio kommt aus der Kleinstadt Pirna, die nur wenige Kilometer von Dresden entfernt liegt. „Ich habe mich auf alle möglichen Angebote im ganzen Osten beworben, als Gärtner, Koch, Dachdecker und Tischler. Aber niemand wollte mich“, erzählt er. Ein Berufsberater im Arbeitsamt empfahl ihm, seine Bewerbung nach München zu schicken. Mit Erfolg: Seit dreieinhalb Jahren wird Silvio bei einer kleinen Münchner Firma zum Metallbauer ausgebildet.

Erik ist sich sicher, dass er nach der Ausbildung zurück nach Dresden geht, selbst wenn ihn die Münchner Firma übernehmen will. Er weiß, dass die Suche nach einer Arbeitsstelle dann mindestens genauso schwierig wird wie die nach dem Ausbildungsplatz. Doch Erik hofft, dass „schon irgendetwas klappen wird“. Silvio will seinen Zivildienst in München machen und später nach Berlin oder Frankfurt ziehen. Aber er kann Eriks Sehnsucht nach der Heimat verstehen. „Der Westen ist eine andere Welt, die Menschen hier haben eine andere Mentalität“, versucht Silvio zu erklären. „Während sich die Münchner darüber Gedanken machen, ob ihre Fernseher groß genug sind, wissen die Menschen im Osten nicht, wie sie ihre Miete zahlen sollen.“

Beide haben zwar während ihrer Ausbildung in München auch Freunde gewonnen, mit denen sie ab und zu ins Kino oder in die Disco gehen. Aber mehr haben sie nach wie vor mit ihren ostdeutschen Mitbewohnern aus dem Wohnheim zu tun. „Es sind Gleichgesinnte, wir haben dieselbe Wellenlänge“, sagt Erik. Besonders treffe das auf die Mädchen zu: „Meistens sind ostdeutsche Mädels natürlicher, die haben nicht so eine arrogante Art.“

Im Wohnheim schaffen sich einige Jungen eine Art Parallelwelt: Sie tragen mit „DDR“ bedruckte T-Shirts, trinken Club Cola oder Vita Cola, essen Thüringer Born Tomatenketchup, in einem Zimmer hängt sogar eine DDR-Fahne. „Vielleicht ist das eine Reaktion auf die Vorurteile, mit denen uns einige Bayern begegnen“, sagt Erik. In der Firma und in der Berufsschule hat er selbst schon zu hören bekommen, dass die ostdeutschen Lehrlinge Westdeutschen Arbeitsplätze wegnehmen würden. „Manche sagen sogar, dass es besser wäre, wenn die Mauer wieder aufgebaut würde.“ Zudem würden Ostdeutsche pauschal für rechtsradikal und dumm gehalten.

Tatsächlich hatte das Salesianum in München keinen guten Ruf. „Mitte der 90er Jahre hat-

Solange Erik in München ist, denkt er nicht an die Jobsuche – sondern an seinen Bruder und seine Freundin.

ten wir Probleme mit rechten Jugendlichen“, räumt Pater Stephan Hufnagel ein, der die 28-köpfige Wohngruppe von Erik und Silvio betreut. „Aber inzwischen haben wir das im Griff. Es gibt unter 500 Jungen nur noch drei oder vier, die rechtsradikal sind.“ Wenn sich jemand mit radikaler Gesinnung um einen Wohnheimplatz bewirbt, werde er aber auch heute nicht abgewiesen. „Als Salesianer Don Boscos glauben wir, dass in jedem Menschen ein guter Kern steckt“, erklärt der Pater. Mit der Kirche können die meisten Jungen im Salesianum nichts anfangen. Der Pater, der keine Kutte, sondern Jeans und Pullover trägt, ist deshalb nicht böse. „Ich will nicht predigen und lange Vorträge halten, sondern als Ansprechpartner für die Jugendlichen da sein, wenn sie Probleme haben.“

Um Jungen wie Erik, der alle zwei Wochen nach Hause fährt und dem es nur in Dresden richtig gut zu gehen scheint, macht er sich Sorgen: „Er weigert sich, in München Fuß zu fassen. Er soll hier nicht nur arbeiten, sondern auch leben.“ Wenn man mehrere Jahre von zu Hause weg sei, bestehe die Gefahr, sich zwischen allen Stühlen wiederzufinden. „Eltern und Freunde gewöhnen sich mit der Zeit daran, dass man nicht mehr da ist. Kehrt man dann zurück, ist alles anders als früher und man empfindet nur noch Leere.“ Aber daran denkt Erik nicht, solange er in München ist. Er denkt an seinen Bruder Hannes, seine Freundin Evi, seine Eltern. Über ihm hängt die weiß-grüne Fahne Sachsens.

 Weitere Informationen zum Salesianum unter www.salesianum.de



www.fluter.de/lesen

Weil ich lesen kann

Bücher, Hintergründe, Songtexte, Magazine, Interviews und was Stars lesen.

www.fluter.de/lesen

Weiblich, ledig, jung sucht ...

Anna Hoffmann ist nicht auf Arbeitssuche, sie studiert noch. Wenn sie sich jedoch bewerben müsste, würde sie das mit dem Lebenslauf auf der rechten Seite tun. Jens Plinke arbeitet beim Kölner Recruiting-Unternehmen access, das sich auf die Vermittlung von Führungskräften spezialisiert hat.

Er hat sich Annas Lebenslauf angesehen und erklärt, wie ihre Chancen stünden.

Text: Theresa Bäuerlein, Daniel Erk

1 Das Alter

„Junge Berufsanfänger gelten als mobiler, flexibler, belastbarer und anspruchsloser als ältere Mitarbeiter.“ Gegenüber älteren Bewerbern haben junge Bewerber einen weiteren Vorteil: Sie sind mit moderner Technik aufgewachsen und daher mit den Neuerungen im Bereich Computer und Kommunikation vertraut. Zumindest gehen die Chefs davon aus.

2 Weltweit

„Heute wird bei Bewerbungen erwartet, dass man Zeit im Ausland verbracht hat. Anna hat direkt nach dem Abitur ein Praktikum in Moskau gemacht. Das ist natürlich beeindruckend. Bei jemandem, der in einer anderen Kultur gelebt hat, kann man von einer höheren Flexibilität und besseren sozialen Kompetenz ausgehen. In Zeiten der Globalisierung sollte man außerdem so viele Fremdsprachen wie möglich beherrschen.“ Das Jahr an der Highschool, der Schüleraustausch oder ein Auslandssemester sollten unbedingt im Lebenslauf erwähnt werden.

3 Der rote Faden

„Nicht alles, was eine 22-Jährige in ihrem Leben getan hat, ist für den Arbeitgeber interessant. Es kommt immer darauf an, bei wem Anna arbeiten will. Wenn sie sich mit diesem Lebenslauf in der Medienbranche bewirbt, könnte das Sozialpraktikum herausfallen. Es passt nicht zu den übrigen Tätigkeiten und

spielt keine Rolle.“ Auch wenn es so war: Es muss ja nicht auf den ersten Blick klar werden, dass man nicht gleich wusste, was man machen wollte.

4 Die Noten

„Eine nur befriedigende Note, wie in diesem Fall der IHK-Abschluss, fällt negativ auf. Sie ist aber kein Beinbruch. Nur wer möglichst schnell in einem großen Unternehmen in der Chefetage sitzen will, braucht Spitzenabschlüsse.“ Ganz wichtig: Wer im Lebenslauf eine schlechte Note hat, sollte im Vorstellungsgespräch eine Erklärung dafür parat haben, da gern nach Gründen gefragt wird.

5 Ein bekannter Name

„Es ist immer gut, wenn in einem Lebenslauf der Name einer bekannten Firma steht. Ein Personalchef, der noch vor dem Mittagessen einen ganzen Stapel Bewerbungen durchliest, wird die meisten Details sofort wieder vergessen. Einen großen Namen nicht.“

6 Kein Mut zur Lücke

„Es ist völlig in Ordnung, nach der Schule drei Monate nichts zu tun. Das spricht ja auch für einen erweiterten Horizont. Und es kann natürlich auch andere, triftige Gründe für eine längere Pause geben, wenn jemand krank war oder man in der Familie gebraucht wurde. Bei längeren Auslandsreisen sollte man besser nicht ‚Selbsterfahrungsstrip in Indien‘, sondern

‚Studienreise‘ schreiben.“ Wer während des Studiums eine Zeit lang etwas ganz anderes macht, sollte besser immatrikuliert bleiben – ein unterbrochenes Studium kommt immer schlecht an.

7 Die Jugend von heute

„Arbeitgeber wundern sich, wenn im Lebenslauf der Punkt *IT-Kenntnisse* fehlt. Junge Berufsanfänger wissen heute in der Regel, wie man E-Mails schreibt und Windows benutzt. Das sollte auch im Lebenslauf stehen.“

8 Das Studium

„Man muss nicht unbedingt Betriebs- oder Volkswirtschaft oder Jura studieren, um einen guten Job zu bekommen. Unternehmensberatungen zum Beispiel suchen immer die Besten eines Jahrgangs – das Studienfach ist erst mal egal.“

Wie die berufliche Zukunft für Anna aussehen könnte:

„Der Lebenslauf sieht gut aus. Anna hat noch alle Chancen, Karriere zu machen. Wie viel sie am Anfang verdienen wird, kommt auf die Branche an. 20 000 Euro Einstiegsgehalt wären auf jeden Fall drin. Wenn sie zu einem der ganz großen deutschen Unternehmen will, muss sie sich ranhalten und ein gutes bis sehr gutes Studium machen. Dann kann sie allerdings auch als Berufsanfängerin bis zu 35 000 oder 40 000 Euro bekommen.“

Name: **HOFFMANN, ANNA** Berlin
 Adresse:
 Land:
 Staatshörigkeit: Deutsch
 Geburtsdatum: 4. Oktober 1981

BERUFSERFAHRUNG

- JANUAR BIS MÄRZ 2001: ClickFish.com GmbH, Hamburg
PR-Abteilung, Praktikantin
- OKTOBER BIS DEZEMBER 2000: Netoptiken AG, Hamburg
Marketing-Abteilung, Praktikantin
- MAI UND JUNI 2000: WDR-Studio Moskau
Redaktionsmann, Praktikantin
- JUNI 1999: Europäische Jugendmesse „YOU“, Dortmund
Presseworkshop, Workshopsleiterin
- Januar 1999: Johanner-Krankenhaus, Bonn
Pflege, Innere Medizin, Sozialpraktikum



SCHUL- UND BERUFSBILDUNG

- Seit Juni 2003: Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Humboldt-Universität, Berlin
Betriebswirtschaftslehre
- Januar 2003: SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Hamburg
- Juni 2003: Industrie- und Handelskammer-Abschluss Verlagskauffrau, Note 3
- Juni 2000: Abitur am Amos-Cornelius-Gymnasium in Bonn, Note 2,0
- 1993-1996: Deutsche Höhere Privatschule in Windhoek, Namibia

PERSÖNLICHE FÄHIGKEITEN UND KOMPETENZEN

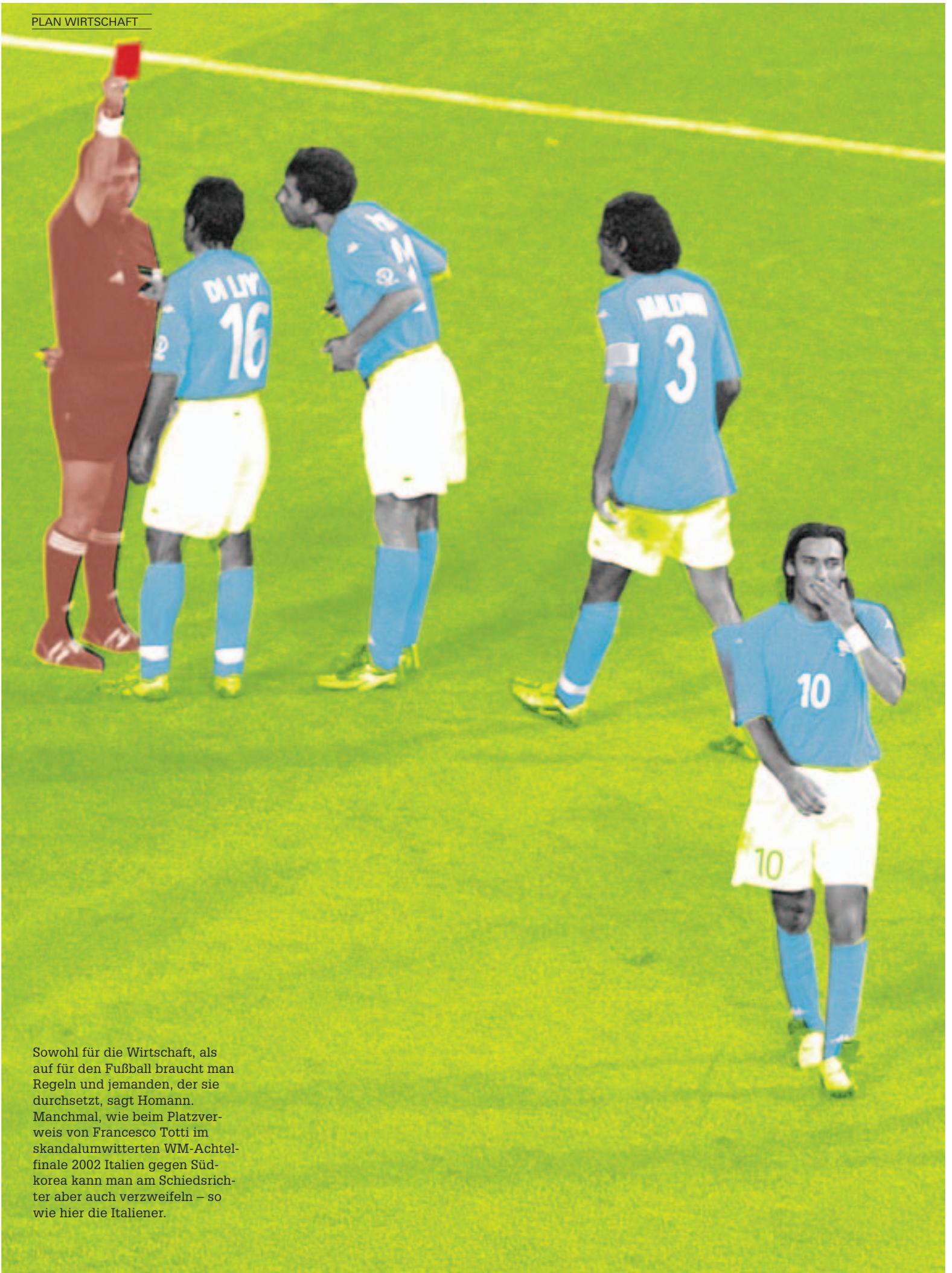
MUTTERSPRACHE	DEUTSCH	
SONSTIGE SPRACHEN	ENGLISCH	AUSGEZEICHNET
	+ Lesen	AUSGEZEICHNET
	+ Schreiben	AUSGEZEICHNET
	+ Sprechen	
	FRANZÖSISCH	GUT
	+ Lesen	GUT
	+ Schreiben	GUT
	+ Sprechen	

SOZIALE FÄHIGKEITEN UND KOMPETENZEN

- Juli 1999: Feriensprachkurs in Nizza, Frankreich
- August bis Dezember 1997: Schüleraustauschprogramm in Tonbridge, England
- 1992 - 1996: Wohnaufenthalt in Windhoek, Namibia
- 1989 - 1989: Volksschule Wien

FÄHIGKEITEN UND KOMPETENZEN

FÜHRERSCHEIN Klasse 3



Sowohl für die Wirtschaft, als auf für den Fußball braucht man Regeln und jemanden, der sie durchsetzt, sagt Homann. Manchmal, wie beim Platzverweis von Francesco Totti im skandalumwitterten WM-Achtelfinale 2002 Italien gegen Südkorea kann man am Schiedsrichter aber auch verzweifeln – so wie hier die Italiener.

Es war einmal ein Dorf

Feuer und Wasser, Katze und Maus, Wirtschaft und Moral – das kann doch nicht gut gehen. Der Wirtschaftsethiker Karl Homann erklärt, warum das zumindest im letzten Fall nicht stimmen muss.

Interview: Friederike Knüpling, Dirk Schönlebe

Herr Homann, ist der Mensch gut oder böse?

Ich bin ein großer Optimist und glaube, dass der Mensch gut sein möchte. Für mich ist die Frage, ob er das bleiben kann.

Was kann ihn denn dazu bringen, sich schlecht zu verhalten?

Dass er in Konkurrenz mit den anderen steht. Wenn immer diejenigen sich eine goldene Nase verdienen, die korrumpieren, die schlechte Produkte zu überhöhten Preisen anbieten, die Steuern hinterziehen, die Umwelt verschmutzen, dann kann der Unternehmer bei seiner Moral nicht lange bleiben – weil er sonst vom Markt fliegt. Durch die Konkurrenz wird die Moral in Schwierigkeiten gebracht.

Heißt das, dass der Gute tatsächlich immer der Dumme ist?

Das kommt darauf an. Schon ein Einziger, der unmoralisch handelt, kann alle anderen dazu zwingen, sich auch schlecht zu verhalten: wenn sie nämlich sehen, dass der alle Aufträge bekommt. Der Wettbewerb zwingt selbst die gutwilligen und moralischen Unternehmer, sich dem Verhalten der Konkurrenten anzupassen, weil sie von diesen sonst aufgekauft werden.

Wollen Sie damit sagen, die Unternehmen haben keine andere Wahl?

Nehmen wir an, ein Unternehmer verhält sich unmoralisch. Die Leute denken gleich, das ist die Profitgier der Unternehmer. Ich dagegen denke, das liegt nur an den Bedingungen. Zum Beispiel finden die wenigsten Unternehmer, dass die Umwelt zu wichtig genommen wird. Wenn sie trotzdem umweltschädlich handeln, liegt das viel eher daran, dass andere das vormachen. Das kann Unternehmen dazu zwingen, zu unmoralischen Mitteln zu greifen.

Also kann man sich in Konkurrenzsituationen nicht moralisch verhalten?

Doch. Das ist wie beim Sport mit den Spielregeln und Spielzügen: Ein Fußballspiel ganz ohne Regeln ist bald kein Fußball mehr. Da-

mit ein gutes Spiel entstehen kann, muss der Wettbewerb unter Fairness-Regeln stattfinden. Dann ist es völlig in Ordnung, wenn die beiden Mannschaften versuchen, einander mit intelligenten Spielzügen zu übertrumpfen. Wenn die Moral in den Regeln steckt, müssen alle Spieler sich moralisch verhalten.

Gibt es in der Wirtschaft denn solche Regeln?

National ja, aber international bisher nur ansatzweise. Das ist unsere Aufgabe für die nächsten Jahrzehnte: international Regeln festzulegen und einen Schiedsrichter zu bestimmen. Bisher kann jedes Unternehmen nur vor seiner eigenen Tür kehren. Damit entwickelt aber niemand eine Weltordnung. Die muss gemeinsam erschaffen werden von den Staaten, den internationalen Organisationen, Nichtregierungsorganisationen und Vertretern der Wirtschaft.

Aber warum sollten die Unternehmen ihre Freiheit gegen Regeln eintauschen?

Andersherum: Erst Regeln ermöglichen Freiheit. Wenn ich tue und lasse, was ich will, dann komme ich mit den anderen bald nicht mehr zurecht. Ich brauche die anderen aber, sowohl menschlich wie auch als Geschäftspartner. Sie lassen sich aber nur mit mir ein, wenn sie wissen, dass ich verlässlich bin. Das ist wie in der Schule: Wenn sich in einer Arbeitsgruppe einer ständig drückt, wer will dann beim nächsten Mal mit dem zusammenarbeiten?

Er wird schon irgendeinen finden.

Das ist richtig, im Wirtschaftsleben funktioniert das aber nur in einem anonymen Umfeld. Stellen Sie sich vor: Ein Dachdecker aus Leipzig macht in Berlin schlechte Arbeit. Wie wollen Sie den bestrafen? Wenn überhaupt, berichtet eine Lokalzeitung darüber. Dann geht der Dachdecker einfach weiter nach Dresden und macht dort dieselbe schlechte Arbeit. Was anderes ist das bei großen Unternehmen: Wenn die jemanden bestechen oder Frauen diskri-

minieren, dann läuft das auf allen Fernsehkanälen. Diesen öffentlichen Druck hat keine Firma gern. Aus Eigeninteresse wird sie ihr Verhalten ändern. Aber auf den Dachdecker kann heute keiner solchen Druck ausüben.

Warum nicht?

Weil unsere Moral in einer Gesellschaft entwickelt worden ist, in der die Menschen in Dörfern zusammenlebten, wo sie immer auf dieselben Leute stießen.

Wer sich da nicht anständig verhielt, dem wurde Druck gemacht, und zur Not wurde der einfach ausgewiesen und war rechtlos. In Berlin und in Dresden, da kennen wir die Leute aber nicht mehr. Derjenige, auf den Druck ausgeübt wird, weil er sich schlecht verhält, kann einfach weglaufen. Da gibt es keine soziale Kontrolle mehr. Ohne die funktioniert aber keine Moral.

Wer soll diese Kontrolle übernehmen?

Gegenfrage: Wem kann kein Übeltäter weglaufen?

Sich selber?

Genau.

Weil er nämlich doch irgendwann ein schlechtes Gewissen bekommt!

Nein, da sind Sie zu idealistisch. Es geht nicht um das Gewissen, sondern um den eigenen Vorteil. Unser Ziel muss eine Gesellschaft sein, in der moralisches Verhalten belohnt wird. Wenn er von unmoralischem Verhalten nichts hat, wird der Unternehmer es schon sein lassen. Diese Selbstkontrolle ersetzt zusammen mit der Fremdkontrolle durch die Regeln des Staates die soziale Fremdkontrolle, die früher die Dorfgemeinschaft geleistet hat.

Kann man das überhaupt noch moralisch nennen, wenn es einem immer nur um

„Unternehmen können keine Opfer bringen. Wer nur gibt, fliegt vom Markt.“

„Afrika
braucht keine
Hilfe.
Afrika braucht
Handel.“

den eigenen Vorteil geht?

In der Bibel steht aus guten Gründen nicht: Du sollst deinen Nächsten mehr lieben als dich selbst. Sondern: wie dich selbst. Kein einziger ethischer Lehrsatz abendländischer Tradition verbietet das Eigeninteresse.

Aber ich kann meine Interessen entweder auf Kosten anderer verfolgen oder so, dass auch die anderen Vorteile davon haben. Zum Beispiel, indem ich gute und innovative Produkte zu anständigen Preisen anbiete oder Arbeitsplätze schaffe. So habe ich etwas davon, aber die anderen auch. Das ist sittliches Handeln.

Aber haben denn nicht gerade große Firmen eine Verantwortung, müssen die nicht auch mal ein Opfer für die Gesellschaft bringen?

Unternehmen können keine Opfer bringen. Wer nur gibt, fliegt vom Markt. Beim Erschaffen einer gerechteren Ordnung in dieser Welt, in der es auch den Armen in Schwarzafrika besser geht, können Unternehmen nur dann mitmachen, wenn ihnen selber auch Gewinne winken.

Und wo winken die?

Vier Milliarden Menschen produzieren nichts, weil sie am Weltmarkt nicht teilnehmen. Wenn man das den Unternehmen sagt, dann sehen die, wie viel Arbeitskraft und Konsum dort brach liegen. Und dass sie, wenn sie dort Arbeit schaffen, Gewinne machen können. Davon haben dann am Ende alle einen Vorteil. Wettbewerb ist nämlich solidarischer als Teilen.

Solidarischer Wettbewerb? Geht das denn?

Ja. Wir können die Dritte Welt nur entwickeln, indem wir sie an der Marktwirtschaft teilnehmen lassen. Afrika braucht keine Hilfe, Afrika braucht Handel. Die Europäische Union bietet Afrika Almosen an und hält gleichzeitig ihre Grenzen für afrikanische Produkte verschlossen. Das ist Diskriminierung. Das kann nicht mehr lange gut gehen, da werden die Länder nicht mehr lange stillhalten.

Und wenn wenigstens ich mich immer bemühe, ein rücksichtsvoller und hilfsbereiter Mensch zu sein – bringt das nicht wenigstens ein bisschen was?

Das rettet keine Gesellschaft, wenn Sie das allein machen. Das beruhigt nur Ihr Gewissen.

Laufe ich dann auch Gefahr, eines Tages unmoralisch zu handeln, um so viel Gewinn wie möglich zu machen?

Wahrscheinlich schon. Nämlich dann, wenn Sie die Erfahrung machen, dass Sie jemand entmutigt. Das heißt, dass Ihr Engagement nicht honoriert wird. Das verkraften Sie ein-

zwei-, dreimal. Genau wie eine Firma, wenn sie einen Auftrag nicht bekommen hat, weil sie ehrlicher war als ihr Mitbewerber, es beim nächsten Mal vielleicht noch einmal mit Ehrlichkeit versuchen wird.

Aber auf Dauer kann sie das nicht durchhalten, sonst geht sie halt unter.

Und vor dieser Entmutigung kann ich mich nicht schützen?

Nicht, solange sich am System nichts ändert.

Was muss passieren, dass sich das System ändert?

Ich glaube, dass man den Menschen verständlich machen kann: Wenn man sich an moralischen Regeln orientiert, haben alle was davon. So kann man die entsprechenden Prozesse auf den Weg bringen. Dazu gehört auch, dass schon an den Schulen viel mehr Wirtschaft unterrichtet werden müsste. Wer Wirtschaft nicht versteht, versteht die heutige Gesellschaft nicht. Der versteht nicht, warum Wettbewerb solidarischer ist und nicht nur effizienter als Almosen. Stattdessen werden junge Leute an Schulen immer noch systematisch

in einer Haltung gegen „die Wirtschaft“ erzogen. Daher müssten erst mal die Wirtschaftslehrer nachgeschult werden. Denn die meisten Lehrer, die heute unterrichten, wurden in den Siebzigerjahren ausgebildet. Damals ließ man nur die linke Ökonomie als Wirtschaftstheorie gelten und damit können Sie heute beim besten Willen nichts mehr anfangen. Die kann man vielleicht noch als Problemindikator nehmen, aber als Lösungsvorschlag hilft die uns nun wirklich nicht mehr weiter.

Was wären denn die ersten drei Lektionen, die Sie einer Schulklasse beibringen würden?

Als Erstes würde ich erklären, dass eine moderne Gesellschaft nicht über Ideale und Gewissen gesteuert werden kann, sondern über Regeln. Zweitens, dass Unternehmen unter Konkurrenzbedingungen häufig nicht dafür verantwortlich gemacht werden können, wenn sie unmoralisch handeln. Und dann würde ich erklären, was man tun kann, damit das Unternehmen anders handelt: nämlich die Bedingungen verändern. Denn das können wir. Daran glaube ich als Optimist.



Karl Homann, 60, gilt als einer der bedeutendsten Wirtschaftsethiker des deutschen Sprachraums. Er hat Philosophie, Germanistik, katholische Theologie und Volkswirtschaftslehre studiert. Seit 1999 ist er Professor für Wirtschaftsethik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Karl Homann ist verheiratet und lebt in München.

Foto: Gerald von Foris

Mit Panzer, ohne Rollstuhl

2,20 Euro kostet eine S-Bahn-Fahrt im Bereich „Berlin AB“. Für nur 1,29 britische Pfund, rund 1,92 Euro, konnte man im März mit der irischen Fluggesellschaft Ryan Air von London nach Frankfurt fliegen. Wie verdienen Ryan Air, der größte Anbieter im Billigflugsegment, oder Konkurrenten wie easyJet oder Germanwings bei solchen Preisen noch Geld?

Text: Nikolaus Röttger



Gegessen wird, was auf den Tisch kommt.

1. Grundlage für die Kalkulationen der Fluggesellschaften ist die Maßeinheit **Kosten pro angebotenen Sitzkilometer**. Die großen Fluggesellschaften rechnen mit 13,4 Eurocent pro Sitz und Kilometer, egal ob jemand auf dem Sitz sitzt oder nicht. Ryan Air kann diese Kosten laut Untersuchungen der Unternehmensberatung McKinsey um bis zu sechzig Prozent senken.*

2. Billigflugreisen kann man meist nur über das **Internet** oder eine Hotline buchen. So wird Geld gespart, das sonst an vermittelnde Reisebüros bezahlt werden müsste. Zusammen mit grundsätzlich niedrigeren Verwaltungskosten spart Ryan Air so 2,5 Cent pro Sitzkilometer. Bleiben statt 13,4 Cent noch 10,9 Cent.

3. Auf Billigflügen gibt es zwar Essen, aber nicht umsonst. Besonderer **Service** wird nicht geboten. Das verbilligt den Sitzkilometer um 0,9 Cent. Statt 10,9 Cent noch 10 Cent.

4. Auf dem Flug gibt es weniger Stewards und **Stewardessen**. Diese bekommen niedrigere Zuschläge und müssen zudem putzen. Statt 10 Cent kostet der Sitzkilometer so 9,3 Cent.

5. Im Billigflieger sind bis zu 15 Prozent mehr **Sitze** als normal, so kann die Fluggesellschaft mehr Leute mitnehmen. Das senkt die Kosten um 1,5 Cent. Statt 9,3 Cent noch 7,8 Cent.

6. Damit die Sitzplätze ausgebucht sind, suchen sich die Billigflieger möglichst **Strecken** aus, auf denen Reisende oft unterwegs sind: Hamburg-Mailand, Berlin-London oder London-Frankfurt.

7. Wer mit Ryan Air von London nach Frankfurt fliegt, landet in Frankfurt-Hahn, einem kleinen Flughafen im Hunsrück. Mit diesem

Trick spart Ryan Air am meisten: Die Iren fliegen möglichst **kleine Flughäfen** an, Steuern und Flughafenkosten sind dort niedriger. Und weil hier nicht so viel Betrieb ist, kann nach einer Landung schneller wieder gestartet werden. Das spart 2,9 Cent, der Sitzkilometer kostet statt 7,8 Cent nur noch 4,9 Cent.

8. Statt mit 13,4 Cent muss Ryan Air nur mit **4,9 Cent** kalkulieren. Von London nach Frankfurt sind es 668 Flugkilometer. Auf dieser Strecke spart Ryan Air 8,5 Cent mal 668 Kilometer, das macht 56,78 Euro pro Sitz. Bei der Ryan-Air-Maschine, einer Boeing 737 mit 189 Sitzen, macht das eine Gesamtersparnis von 10 731,42 Euro pro Flug.

„Auf Wiedersehen Lufthansa“ – „Arrivederci Alitalia“

9. Trotzdem: Der Sitz kostet für die gleiche Strecke immer noch 4,9 Cent mal 668 Kilometer, also 32,73 Euro. Mit 1,29 britischen Pfund, also 1,92 Euro, für das Ticket, würde das Unternehmen Verlust machen. Darum gibt es immer nur ein bestimmtes Kontingent an Billigtickets. Wer zum Nahverkehrspreis fliegen will, muss also **früh buchen**.

10. Das Konzept der Billigflieger nennt man „No Frills“, kein Schnickschnack: kein Catering, keine Bonusmeilen, wenig Kabinenpersonal, nur Direktflüge. Viel **Schnickschnack** fabrizieren die Billigfliegeranbieter dafür, wenn es um Werbung geht. Ganz vorn dabei: Michael O’Leary, Chef von Ryan Air. Der schreibt auf seine Flugzeuge schon mal Grüße an die Konkurrenz wie „Auf Wiedersehen Lufthansa“ oder „Arrivederci Alitalia“. Im Mai 2003 mietete O’Leary einen Panzer, fuhr damit am Flughafen London Luton vor den Hauptsitz

von Konkurrent easyJet, setzte sich einen Stahlhelm auf und ließ seine in Uniformen gekleideten Stewards Taschentücher an die easyJet-Mitarbeiter verteilen. Es tue ihm so Leid, dass sie bald arbeitslos seien, sagte O’Leary.

Ein weiterer wichtiger Punkt im Geschäftsmodell von Ryan Air sind staatliche Zuwendungen. Welche kleinen Flughäfen angesteuert werden, macht Ryan Air auch davon abhängig, ob es Geld dafür gibt. Zwei Beispiele: Der Flughafen Frankfurt-Hahn wird von der Landesregierung Rheinland-Pfalz mit insgesamt fünf Millionen Euro für arbeitsmarktpolitische Maßnahmen unterstützt – dazu gehört auch die Ausbildung von Crews für Ryan Air. Damit Ryan Air den Brüsseler Flughafen Charleroi anfliegt, gewährte die belgische Regionalregierung Walloniens als Eigentümerin des Flughafens Ryan Air Rabatte. Einen Teil davon wertete die EU-Kommission als ungerechtfertigte Subventionen – Ryan Air muss bis zu vier Millionen Euro zurückzahlen. Weitere Probleme für Ryan Air: Die Firma musste das erste Mal eine Gewinnwarnung aussprechen und ein britisches Gericht widersprach O’Learys Meinung, Rollstühle für behinderte Passagiere gehörten zum „Schnickschnack“, die ein Billigflieger nicht anbiete. Dafür will Ryan Air jetzt die Jalousien am Fenster, die Kopfstützen und verstellbare Lehnen abschaffen. Den Schnickschnack eben.

* McKinsey & Company: *Business Breakfast – Billigflieger in Europa*. Frankfurt, 8. Juli 2003. Und: Binggeli / Pompeo: *Hyped hopes for Europe’s low-cost airlines*. In: *The McKinsey Quarterly*, 4/2002. McKinsey berechnet die Kosten pro Sitzkilometer in US-Cent. Für diesen Artikel wurden sie auf Basis des Wechselkurses aus dem Jahr 2001, aus dem die Zahlen der Studien stammen, in Eurocent umgerechnet und auf eine Stelle hinter dem Komma gerundet.

Mehrwert Wissen

Über Wirtschaft kann man vieles lesen. Wir haben schon mal angefangen.



Dirk Kurbjuweit: Unser effizientes Leben. Die Diktatur der Ökonomie und ihre Folgen. Rowohlt Verlag, 186 Seiten, 17,50 Euro.

Der Autor:

Dirk Kurbjuweit, 41, ist stellvertretender Büroleiter des *Spiegel* in Berlin. Er hat Volkswirtschaft studiert und war Redakteur bei der Wochenzeitung *Die Zeit*.

Darum geht's:

Das Buch beschreibt die totale Ökonomisierung aller Lebensbereiche. Kurbjuweit analysiert die „Diktatur der Ökonomie“ in Politik, Biologie, Wirtschaft, Religion, Kultur und Alltag. Den wachsenden Einfluss des Effizienzdenkens auf diese Bereiche führt Kurbjuweit auf die Beratungsfirma McKinsey zurück, die Firmen und Institutionen im Sinne des Effizienzgedankens berät.

Das nutzt es mir:

Ich verstehe, wie und warum Institutionen handeln. Und fange an mich zu fragen, ob das so bleiben muss, wie es jetzt ist.

So lange dauert die Lektüre:

An einem ruhigen Abend zu schaffen.

Zitat des Buches:

„Ich halte die soziale Marktwirtschaft nach wie vor für das richtige System, funktionstüchtige Alternativen sehe ich nicht.“

Bedeutung des Buches:

Ideales Geburtstagsgeschenk für Wirtschaftsstudenten.

Und eins noch:

Kurbjuweit wollte das Buch „Die McKinsey-Gesellschaft“ nennen. Die Firma hat jedoch Titelschutz beansprucht.

Nikolaus Piper: Geschichte der Wirtschaft. Beltz Verlag, 172 Seiten, 16,90 Euro.

Der Autor:

Nikolaus Piper, 51, leitet das Wirtschaftsressort der *Süddeutschen Zeitung*.

Darum geht's:

Das Buch bietet einen Überblick über die Geschichte der Menschheit unter dem Aspekt der Wirtschaft – von den Anfängen der Landwirtschaft bis zum Neuen Markt und seinem Niedergang.

Das nutzt es mir:

Das Buch ist ein guter Einstieg in das Thema Wirtschaft. Und das Gelesene ist auch für Partygespräche nicht zu vernachlässigen. Danach weiß ich zum Beispiel, dass der Begriff Bankrott vom italienischen „banca rotta“, zu Deutsch „zerbrochene Bank“, kommt.

So lange dauert die Lektüre:

Einen gemütlichen Nachmittag.

Zitat des Buches:

„Von den Anfängen bis heute ging es darum, mit dem, was wir haben, möglichst sinnvoll zu wirtschaften. Um nichts anderes wird es auch in der Zukunft gehen.“

Bedeutung des Buches:

Wer in seinem Leben nur ein Buch über Wirtschaft lesen möchte, könnte gut dieses nehmen.

Und eins noch:

Für *Geschichte der Wirtschaft* wurde Nikolaus Piper mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis für das beste Sachbuch ausgezeichnet.

Marc Brost / Marcus Rohwetter: Das große Unvermögen. Warum wir beim Reichwerden immer wieder scheitern. Wiley-VCH, 184 Seiten, 19,90 Euro.

Die Autoren:

Marc Brost und Marcus Rohwetter sind Wirtschaftsredakteure bei der Wochenzeitung *Die Zeit*. Brost ist Diplomökonom, Rohwetter Jurist.

Darum geht's:

Grundthese des Buchs: Wir sind alle finanzielle Analphabeten. Wir rechnen noch in Mark statt in Euro, haben die falschen Versicherungen, verstehen die Rentendebatte nicht und meist auch nicht die eigene Gehaltsabrechnung. Der Umgang mit Geld wird uns nicht beigebracht.

Das nutzt es mir:

Auf der nächsten Party lache ich über den Aktienfonds des Gastgebers. Sollte ich Rotwein über das blütenweiße Designersofa schütten, kostet mich das nur ein Achselzucken: Ich habe seit der Lektüre ja eine private Haftpflichtversicherung!

So lange dauert die Lektüre:

Problemlos an einem Tag zu schaffen.

Zitat des Buches:

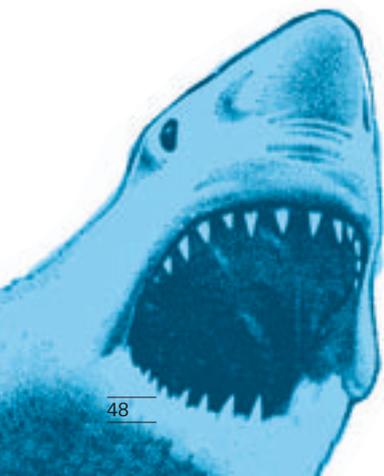
„Es ist das Verdienst der sexuellen Revolution, dass in deutschen Familien heute viel offener als früher über Verhütung und Schwangerschaft gesprochen wird. Die finanzielle Revolution dagegen ist bislang ausgeblieben.“

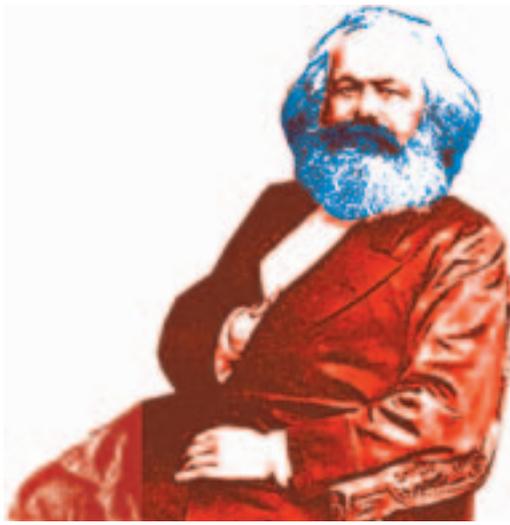
Bedeutung des Buches:

Wir wissen nun, was wir längst geahnt haben: Der Umgang mit Geld ist nicht leicht.

Und eins noch:

Das Vorwort hat der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt geschrieben.





Karl Marx: Das Kapital. GLB Parkland, 786 Seiten, 9,95 Euro.

Der Autor:

Karl Marx (1818–1883) gehört zu den großen Denkern des 19. Jahrhunderts. Nach der Revolution von 1848 musste der Journalist und Philosoph von Frankfurt nach London ins Exil gehen. Dort schrieb er auch *Das Kapital* und wurde zu einem der Vordenker der Arbeiterbewegung.

Darum geht's:

„Das Kapital“ erklärt die Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Produktionsweise. Marx tut dies am Beispiel der für die Beschäftigten katastrophalen Zustände in den englischen Manufakturen des 19. Jahrhunderts. Seine Hauptthesen: Arbeiter und Kapitalisten haben entgegengesetzte Interessen; der Kapitalismus floriert nur, indem er „die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter“. Kapitalismus bedeutet für Marx: Privateigentum an Maschinen und Kapitalgütern, Gewinnmaximierung, Arbeitsteilung und unkontrollierter Wettbewerb. Das Eigentum an den Produktionsgütern wird durch die Lohnarbeit vermehrt. Ein zentraler Begriff ist der des Mehrwerts, der laut Marx nicht durch Gewinne beim Kauf oder Verkauf entsteht, sondern dadurch, dass Arbeitskraft ausgebeutet wird. Ein Arbeiter produziert nämlich durch seine Arbeit mehr Wert, als seine Arbeitskraft kostet.

Das nutzt es mir:

Marx hat die kapitalistische Gesellschaft zwar schon vor fast 140 Jahren analysiert, aber seine Erkenntnisse sind auch heute noch aktuell.

So lange dauert die Lektüre:

Einmaliges Durchlesen etwa fünfzig Stunden. Zum Verstehen braucht man schon ein paar Semester.

Zitat des Buches:

„Im Geld hat die Entfremdung des menschlichen Wesens ihren äußersten Ausdruck erhalten.“

Bedeutung des Buches:

Das Kapital, dessen erster Band 1867 erschien, ist nach der Bibel das berühmteste Buch der Welt. Die Arbeiterbewegung und kommunistische Regimes und Regierungen beriefen sich auf Marx.

Und eins noch:

Das Buch ist schwer zu lesen. Das brachte die Kommunistische Partei in China auf eine tolle Idee: Dort kann man das *Das Kapital* seit 1999 auch als buntes Bilderbuch kaufen.

Adam Smith: Der Wohlstand der Nationen. dtv, 855 Seiten, 19,50 Euro.

Der Autor:

Adam Smith (1723–1790) lehrte Moralphilosophie an der Universität Glasgow. Er wohnte die meiste Zeit seines Lebens bei seiner Mutter und war dafür bekannt, Selbstgespräche zu führen. Er veröffentlichte nur zwei Bücher, aber diese beiden brachten ihm Ruhm und Popularität, die bis heute andauern.

Darum geht's:

In dem Buch sind hauptsächlich Vorlesungen von Smith zusammenfasst, in denen er alle grundlegenden Gedanken der klassischen Wirtschaftstheorie entwickelt. Dazu gehört zum Beispiel die Grundannahme von der unsichtbaren Hand, die die natürliche Ordnung der Erde im Gleichgewicht hält: Wenn jeder mit egoistischem Eigeninteresse nach seinem Besten strebt, ist das Ergebnis das Gemeinwohl. Und der Staat soll sich weitgehend aus der Wirtschaft raushalten.

Das nutzt es mir:

Ich kann die Wirtschaftspolitik von heute besser verstehen, weil Smith' Gedanken nach wie vor als Grundlage der Politik der Handelsliberalisierung und der sogenannten Globalisierung dienen. Gegenargumente finde ich in *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes* von John Maynard Keynes, erschienen 1936.

So lange dauert die Lektüre:

Ein freies Wochenende reicht kaum.

Zitat des Buches:

„Und er [der Mensch] wird in diesem wie auch in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen er in keiner Weise beabsichtigt hat.“

Und eins noch:

Der Wohlstand der Nationen erschien 1776, das Buch gilt als Beginn der modernen Wirtschaftswissenschaften und als Fundament des Kapitalismus. Smith's Verleger William Strahan zweifelte am Erfolg des Buches und zahlte Smith, der zwölf Jahre daran gearbeitet hatte, nur 300 Pfund für das Manuskript.



Schwer von Begriff

Wirtschaft besteht nur aus Fremdwörtern und komplizierten Vorgängen? Hier sind ein paar von denen, die in dieser *fluter*-Ausgabe vorkommen.

Aktienfonds, der: Ansammlung von Aktien. >>Seite 18

Altersvorsorge, die: Zukunftsmusik und Gegenwartsproblem. >>Seite 18

Anleihe, die: Möglichkeit, Geld zu leihen. >>Seite 9

Arbeitslosigkeit, die: großes Problem. >>Seite 8

Beschäftigungspolitik, die: politische Beschäftigung mit der Arbeit. >>Seite 24

Billigflieger, die: extrem günstige Anbieter von Flugreisen. >>Seite 47

DAX, der: Deutscher Aktienindex. >>Seite 9

Depot, das: Art Sammelbehälter für Aktien und Anleihen. >>Seite 18

Ich-AG, die: Zukunft der Arbeit? >>Seite 5, 25

Investition, die: Geld ausgeben für eine bestimmte Sache, am besten für die Zukunft. >>Seite 26

Globalisierung, die: Streitthema. >>Seite 15, 16

Kapital, das: berühmtes Buch; Gesamtheit der Geld- und Sachmittel eines Betriebes oder einer Volkswirtschaft. >> Seite 49

Kredit, der: Überlassung einer Geldsumme gegen Zins. >>Seite 34

Lebenslauf, der: Teil einer Bewerbung. >>Seite 42

Lohnnebenkosten, die: können Probleme schaffen für den deutschen Arbeitsmarkt. >>Seite 24

Marktwirtschaft, soziale, die: Wirtschaftssystem in Deutschland. >>Seite 9, 15

Moral, die: Sammelbezeichnung für Normen und Werte, die von einer Gesellschaft als verbindlich angesehen werden. >>Seite 45

Pferdestall, der: Max' Hoffungsträger. >>Seite 18

Pleite, die: große Ansammlung von ⇒ Schulden >>Seite 8

Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Lage, der: siehe Wirtschaftsweisen. >>Seite 27

Schulden, die: Ergebnis von mehr Ausgaben als Einnahmen. >>Seite 9, 26, 34

Unternehmer des Jahres, der: Auszeichnung. >>Seite 21

Vertrauensarbeitszeit, die: neues Konzept in der Arbeitswelt. >>Seite 24

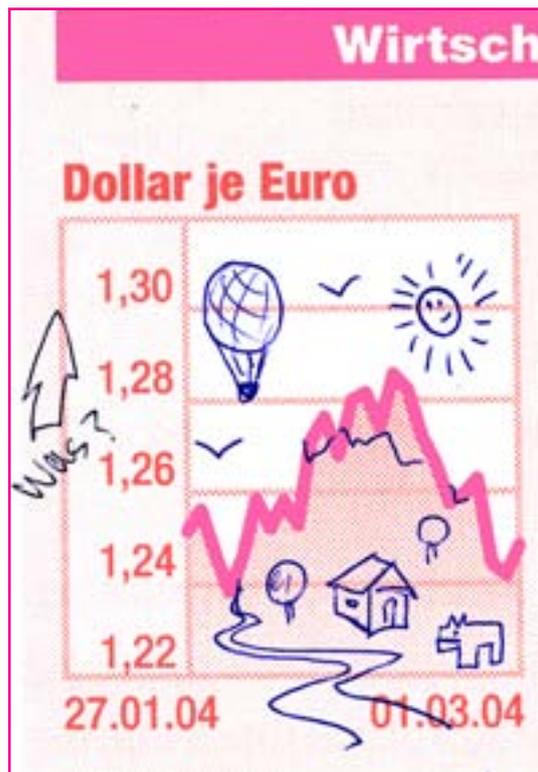
Wirtschaftsstandort, der: Vorname von „Deutschland“ in Wirtschaftsnachrichten. >>Seite 8

Wettbewerb, der: Wettstreit um Angebote, Ideen u.ä. >>Seite 46

Wirtschaftsweisen, die: Regierungsberater in Wirtschaftsfragen. >>Seite 15, 26

Wohlfahrtsstaat, der: Staat, der durch entsprechende Gesetzgebung für soziale Sicherung der Bürger sorgt. >>Seite 15

Zeitungsjunge, der: Möglicher Einstieg ins Berufsleben – auch für Mädchen. >>Seite 10



IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe 10, April 2004

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), Adenauerallee 86, 53113 Bonn, Telefon: 01888 / 515-0

Redaktion:
Dr. Dieter Golombek (verantwortlich), Bundeszentrale für politische Bildung (dieter.golombek@bpb.de), Berthold L. Flöper, Dirk Schönlebe (Koordination), Dirk von Gehlen, Alexandra Pieper (Chefin vom Dienst), Thomas Kartsolis (Art Direction)

Texte und Mitarbeit:
Lisa Akbary, Theresa Bäuerlein, Daniel Erk, Nina Ernst, Mathias Irle, Jan Keith, Susanne Klingner, Friederike Knüpling, Christoph Koch, Julia Landvogt, Christoph Leischwitz, Tobias Moorstedt, Nikolaus Piper, Nikolaus Röttger, Max Scharnigg, Sandra Schmid, Susanne Sitzler, Barbara Streidl, Dana Toschner, Hannah Wilhelm

Fotos und Illustrationen:
Dominik Asbach, Gerald von Foris, Thomas Kartsolis, Martin Klindworth, Achim Multhaupt, Martin Parr, Alexandra Rusitschka, Franziska Schwarz

Schlussredaktion: Isolde Durchholz

Redaktionsanschrift / Leserbrief:
fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, SV Medien-Service GmbH, Emmy-Noether-Straße 2, Bauteil E, 80992 München, Telefon: 089 / 2183-8327; Fax: 089 / 2183-8529; leserbriefe@heft.fluter.de

Satz+Repro: IMPULS GmbH, Taubesgarten 23 55234 Bechtolsheim

Druck: Bonifatius GmbH Druck – Buch – Verlag Paderborn leserservice.fluter@bonifatius.de

Abo verlängern & abbestellen:
Tel.: 0 52 51/ 153-188 (24 Std.)
Fax: 0 52 51/ 153-199

Abo bestellen & Service
Tel.: 0 52 51/ 153-180
Fax: 0 52 51/ 153-190

Bonifatius GmbH
Stichwort: fluter
Postfach 1269
33042 Paderborn

Nachbestellungen von fluter werden ab 1kg bis 15kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

ISSN 1611-1567 Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de, www.bpb.de

Online Bestelladresse:
www.fluter.de/abo